

# Breslauer Sonntagblatt

der  
Schlesischen Volkszeitung.

Preis vierteljährlich auswärts im In- und Auslande durch die Post und in Breslau 1 M., durch Colporteur frei in's Haus 1 M. 5 Pf.

Insertions-Gebühren: die 1spaltige Zeile oder deren Raum 15 Pf. Expedition und Inseraten-Annahme Breslau, Dominikanerplatz 2.

№ 11.

Breslau, Sonntag, 12. März 1882.

XI. Jahrgang.

## Wochen-Kalender.

März 12. S. III. F.-S. Ev.: Jesus treibt den thummen Teufel aus (Luc. 11).  
- 13. M. Gregor der Große.  
- 14. D. } Tagesoffizium.  
- 15. M. }  
- 16. D. }  
- 17. F. Fest der heil. fünf Wunden des Herrn.  
- 18. S. Erzengel Gabriel.

## Das Tabaksmopol-Gesetz für Deutschland.

Das Tagesereignis ist die Tabaksmopol-Vorlage, welche dem am 28. v. Mts. wieder zur Session zusammengetretenen preussischen Volkswirtschaftsrates als hauptsächlichstes Beratungsobjekt unterbreitet worden ist. Die Einführung des Tabaksmopols wird bekanntlich von Bismarck schon seit Beginn der Wirtschaftsreform geplant. Ueber das Projekt ist bereits sehr viel Tinte verschrieben worden, und es hat schon seine eigene parlamentarische Geschichte. Zweck des Bismarck'schen Lieblingsplanes ist die Sicherung der finanziellen Selbstständigkeit des Reiches, das auf eigenen Füßen stehen und über reichliche eigene Einnahmen verfügen soll.

Die langatmige Vorlage zählt 69 Paragraphen. Sie reserviert dem Reiche allein die Herstellung und den Verkauf der Tabakfabrikate, macht von dessen Erlaubnis den ganzen Tabakbau abhängig, verbietet die Weiterverarbeitung der Monopolfabrikate und setzt für alle das Monopol betreffende Angelegenheiten das dem Kanzler unterstehende Reichs-Tabakamt ein, während die Anstellung von Verkäufern der Landesregierungen zugesprochen wird. Als Anbaubezirke, in welchen der Tabak ausschließlich gezogen werden darf, werden namentlich angeführte Kreise in den verschiedenen Landesteilen Preußens und den übrigen Bundesstaaten aufgeführt. Wird dadurch schon die Freiheit des Landvolkes beschränkt, so geschieht das noch mehr durch die Bestimmungen, daß der Kanzler jährlich die Anzahl der zu bebauenden Hektaren feststellt, sowie ihre Verteilung auf die Anbaubezirke und die Preise. Noch lästiger sind die Bestimmungen, daß die Landesregierungen die Gemeinden bezeichnen, welche für das Monopol Tabak bauen dürfen, und daß nur Gemeinden mit zwei Hektaren bebauten Landes berücksichtigt werden. Ganz rein soll das Monopol jedoch nicht sein. Zuverlässigen Personen soll der Handel mit Rohtabak ins Ausland gestattet werden. Ebenso kann die Monopolverwaltung außerhalb der Fabriken unter Kontrolle die Hausindustrie gestatten. Der Monopolbedarf muß zu zwei Fünfteln durch inländischen Tabak gedeckt werden. Selbst die Preise werden in der Vorlage schon fixiert. Der Preis des Kilo Rohtabaks variiert zwischen 1—10 Mark, des Kilo Schnupftabaks zwischen 1—5 Mark, des Rahtabaks zwischen 2—8 Mark, die Zigarre zwischen 3 und 20 Pfg., und reine Havanna verspricht der Kanzler in zwei Sorten zu 25 resp. 30 Pfg. Die Preise machen den Eindruck, als ob geringe Sorten hoch, gute niedrig im Preise angesetzt seien. Der Fortschritt wird also nicht verfehlen, die Preise des armen Mannes in's Gefecht zu führen. Auch die jederzeit widerrufliche Ermächtigung zum Tabakverschleiß ist bedenklich. Die Tabakverschleißer sollen 10—12 pCt. Prämie erhalten.

Was nun die Zeitbestimmungen angeht, so treten in Kraft die Bestimmungen über den Tabakbau am 1. Januar 1883, der Handel ist noch bis zum 1. Januar 1884 gestattet, das Reichs-Tabakamt kann gleich nach der Gesetzespublikation errichtet und die Tabakfabrikation noch bis zum 1. Juli 1883 gestattet werden. Am 1. Juli 1883 sind alle Rohtabake, Maschinen, Werkzeuge und Geräte der Tabakfabrikation

an Bezirkskommissionen gegen durch Sachverständige zu eruierende Entschädigung abzugeben.

Die letzten Artikel behandeln die schwierige Entschädigungsfrage. Bei Fabriken, die der Staat nicht übernimmt, wird eine Realentschädigung für die Wertverminderung gezahlt. Eine Personalentschädigung erhalten Tabakfabrikanten und Rohtabakhändler, die mindestens fünf Jahre ununterbrochen das Geschäft betrieben; die Tabakfabrikanten das Fünffache des durchschnittlichen Reingewinns der letzten drei Jahre, die Rohtabakhändler das Zweifache, beide aber nur die Hälfte, wenn sie das Geschäft noch nicht zehn Jahre betrieben. An Personalvergütung erhalten ferner: 1) Das technisch gebildete Hilfspersonal für Fabrikation und Handel und die Tabakarbeiter das Fünffache des bezogenen Gehaltes, die Händler das Doppelte, jedoch nur nach fünfjähriger Thätigkeit in diesem Geschäft. Wer das Geschäft noch nicht zehn Jahre ausgeübt, erhält nur die Hälfte der Sätze. Endlich können aus Billigkeitsgründen noch verschiedenartig Geschädigten Unterstützungen bewilligt werden.

Die Monopolfrage ist in den Volksvertretungen des Reiches und verschiedener Einzelstaaten schon besprochen worden. Jedesmal in negativem Sinne. Die bayerische Kammer forderte unlängst, daß die bayerische Regierung im Bundesrate dagegen stimme; die sächsische nahm den gleichen Antrag an, und vor einigen Wochen verurteilte auch die badische Kammer das Monopol. Was wird zunächst der Bundesrat thun? Vielleicht scheidet die Vorlage schon dort. Aber selbst, wenn Preußen in dem hohen Räte seinen Willen durchsetzt, muß das Projekt im Reichstage, der Mitte Mai wieder zusammenzutreten soll, scheitern. Im April 1881 sprach auf Anregung Richter's der Reichstag mit 181 gegen 69 Stimmen sein Verdammungsurteil über das Monopol. Der Kanzler warf es dann als Parole in den Wahlkampf, und es sind aus der Kampagne noch mehr Gegner des Monopols hervorgegangen. Wenn nun Bismarck die Vorlage trotz ihrer unzweifelhaften Auswärtslosigkeit doch wieder einbringt, so ist die Annahme berechtigt, daß die Auflösung des Reichstages dem ablehnenden Votum auf dem Fuße folgen wird.

## Schnell reich!

I.

Ohne Arbeit Geld verdienen! Es ist etwas Zuwideres um die Arbeit. Wenn doch die ganze Welt so eingerichtet wäre, wie im Schlaraffenlande! Wer redet so? Die meisten Menschen. Sie denken aber dabei nicht, daß sie etwas Unmögliches, Unsinniges verlangen, denn es ist den Menschen gesetzt, daß sie sich im Schweiß ihres Angesichts ihr Brot verdienen müssen. Wenn auch nicht alle Leute gezwungen sind, ihren Lebensunterhalt mit Schuttschaukeln und Holzhacken zu fristen, so sind doch weitaus die meisten genötigt, in irgend einer anderen Art tüchtig zugreifen zu müssen. Wenigen nur ist es geglückt, durch außerordentliche Zufälle zu Besitzthümern zu gelangen, welche den Eigentümern derselben ein sorgenfreies Dasein oder wenigstens ein solches sichern, in welchem sie nicht mit der Sorge ums tägliche Brot zu kämpfen haben, d. h. daß sie niemandem zu dienen und nicht zu arbeiten brauchen. Sorgen hat schließlich jeder Mensch, auch der Reiche, und nur wenige leben gar wie das liebe Vieh in den Tag hinein.

Es hat zwar zu allen Zeiten Leute gegeben, welche ohne ihr eigenes Zutun, ohne Arbeit, durch einen glücklichen Zufall reich geworden sind, und es ist er-

klärlich, daß diejenigen, welche nach wie vor zur Erwerbung des täglichen Brotes thätig sein mußten, die Sehnsucht hegten, auch einmal vom Glück begünstigt zu werden; aber so allgemein war diese Sehnsucht nicht, wie jetzt. Ehedem waren die Menschen mehr mit ihrem Lose zufrieden; das ist heute nicht mehr der Fall. Woher mag das kommen? Weil heute ein Mensch den andern rücksichtslos ausnützt, oder noch besser gesagt, weil man härter und unbarmherziger gegen einander geworden ist, und weil jeder in dem andern seinen Feind sieht, man einander nicht mehr dienen will. Daraus entspringt die Sehnsucht, möglichst unabhängig von jedem anderen zu sein, und nachdem diese Unabhängigkeit nur dadurch zu erreichen ist, daß man möglichst viel von dem erwirbt, was die Welt beherrscht, nämlich das Geld; so ist die heutige Jagd nach Geld und Gut erklärt.

Es handelt sich also darum, das Geld möglichst schnell habhaft, also reich zu werden. Man schlug und schlägt jetzt noch dazu verschiedene Wege ein, welche alle mehr oder weniger unrecht, unästhetisch, ja oft verbrecherisch sind. Hierher gehören alle Verbrechen, welche aus Gewinnsucht begangen werden. Was aber die Menschen besonders erfaßt hat, das ist der Spielteufel. Wir wollen Lotto, Karten, Würfel und Regel ganz außer acht lassen und uns heute an der Hand der »Oesterreich. Volkswirtschaftl. Rundschau«, nur mit einem Spiele befassen, das ist das Börsenspiel.

Was ist die Börse? Die Börse (von dem mittel-lateinischen Worte bursa, d. h. Geldbeutel, abstammend) ist eigentlich ein Ort, an dem sich Kaufleute versammeln, um unter einander über Geschäfte zu unterhandeln und dieselben abzuschließen. Man heißt auch die Versammlung von Kaufleuten selbst Börse.

Man unterscheidet eine Effekten- (d. h. Wechsel, Geld, Fonds, Aktien, Obligationen etc.) und eine Produktions-Börse.

Diese Versammlungen finden seit jeher an großen Handelsplätzen statt, sie wurden notwendiger, je mehr sich der Handel verbreitete, und es mußten bezüglich derselben von seiten der Behörde Bestimmungen, Börsenordnungen getroffen werden.

So weit wäre die Sache gut und notwendig. Das Wertpapier ist eben auch Ware geworden, folglich hat sie einen Handelsplatz, einen Markt. Die Marktpreise richten sich aber nach dem Angebot und nach der Nachfrage. Sie sollen sich darnach richten, sie würden sich auch darnach richten, wenn nicht Angebot und Nachfrage künstlich so geregelt wären, wie einige wenige es wollen. Ja, kann denn das überhaupt geschehen? Nur zu leicht. Es brauchen nur einige habgierige Leute zu veranlassen, daß nur so viel Ware auf den Markt kommt, als ihnen beliebt. Dies bewerkstelligen sie dadurch, daß sie ihren Lieferanten den Auftrag erteilen, die Sendung bis auf weiteres zurückzuhalten. So kommt es, daß wirklich nur so viel Ware auf dem Markte sich vorfindet, als die Spekulanten es wünschen. Nun beginnt die Nachfrage. Wie groß diese sein kann, wissen eben die Spekulanten aus Erfahrung oder insolge genauer vorheriger Erkundigungen beiläufig im voraus, namentlich bei Lebensmitteln. Nur haben die Verkäufer das Publikum schon in der Tasche. Nehmen wir als Beispiel einen besonderen Fall.

Wien verbraucht in einer Woche so und so viele tausend Zentner Fleisch und es ist daher der Auftrieb von so und so viel tausend Stück Vieh erforderlich. Das wissen die Händler. Diese werden somit alles Mögliche daran setzen, nur so viel Vieh auf den Markt zu bringen, als gerade notwendig ist, dann und wann

noch weniger. Hiernach melden die Zeitungen, es sei gestern ein schwacher Auftrieb von Schlachtvieh erfolgt, deshalb sei der Preis des Fleisches gestiegen. Indes stehen auf den verschiedenen Bahnhöfen in der Provinz, vornehmlich in Galizien, die Schlachtvieh zu tau sendenden, weil die Händler den Lieferanten vorher telegraphierten, kein Vieh nach Wien zu senden.

Wir haben unsern Lesern gezeigt, wie eine Hand voll Leute den Preis einer Ware nach ihrem Willen regeln kann.

Die Bevölkerung ahnt gar nicht, von welchen wenigen Individuen sie oft abhängt.

## Preussischer Landtag.

### Im Abgeordnetenhaus

wurde in der vergangenen Woche die Beratung des Etats fortgesetzt. Die Verhandlungen vom 1. und 2. März waren von wenig Interesse.

Am 3. März beschäftigte sich das Haus mit dem Etat der Berg-, Hütten- und Salinenverwaltung und der Bauverwaltung. Bei dem ersteren entspannen sich längere Debatten über die Notwendigkeit einer Reform der Bergwerksabgabe und über die Frage, ob die Arbeitslöhne infolge der Schutzpolitik gestiegen seien oder nicht. Der Etat der Bauverwaltung gab dem Abgeordneten Reichensperger Gelegenheit, einen Vortrag über die Mängel der Ausbildung unserer Architekten zu halten. Seine Klagen über die Ueberbürdung der Architekten in dem Examen fanden auch beim Minister bis zu einem gewissen Grade Zustimmung.

Am 4. März beendete das Haus die Beratung des Etats der Bauverwaltung. Beim Ordinarium wurden verschiedene Flugregulierungen und die Denkschrift über die geschäftliche Lage der preussischen Kanalprojekte einer sehr eingehenden Besprechung unterzogen. Der Minister Maybach erklärte dabei, daß der Abschluß einer Konvention mit Holland, betreffend den Rhein-Maas-Kanal, in Aussicht stehe, und daß die Vorlage über die erste Sektion des Rhein-Weser-Elbe-Kanals dem Hause vielleicht noch in dieser Session zugehen werde. Beim Extraordinarium konzentrierte sich das ganze Interesse auf die Forderung von 1 580 000 Mark zum Ankauf des Gebäudekomplexes der Immobilien-Gesellschaft in Breslau zum Regierungs-Gebäude. Das Resultat der sehr lebhaften Debatte war, daß die Forderung gegen etwa 20 konservative Stimmen mit Recht abgelehnt wurde. Liberale Blätter schreiben darüber: „Wenn es überrascht, daß die Ablehnung in so eklantanter Weise erfolgt ist, denn in der Budgetkommission erfolgte sie doch mit 10 gegen 8 Stimmen, der wird sich aus dem folgenden Sitzungsbericht überzeugen, daß selten eine Position so unglücklich verteidigt und so geschickt angegriffen worden ist, wie diese. Für die Forderung der Regierung traten die Herren von Haugwitz, von Uechtritz und Minister Bitter ein, und zwar immer immer weniger geschickt, als der andere. Die ersten beiden Herren erzielten geradezu unfreiwillige Lacherfolge; was soll man auch dazu sagen, daß Herr von Uechtritz auf die Bemerkung, daß das Gebäude der Gesellschaft, namentlich der Putz wenig dauerhaft sei, dem Hause mit vollem Pathos die Versicherung entgegenruft, dieser Putz würde Jahrhunderte, ja Jahrtausende überdauern. Das war denn doch kaum mehr eine ernsthafte Beweisführung zu nennen. Am allerunglücklichsten operierte Minister Bitter, denn, nachdem er wiederholt versichert hatte, daß das anzufaufende Gebäude allen Anforderungen genüge, und daß zu einem Neubau kein Platz vorhanden sei, mußte er sich schließlich zum allgemeinen Staunen das Eingeständnis entlocken lassen, daß die Akademie des Bauwesens, also die oberste sachverständige Instanz, sich für einen Neubau ausgesprochen habe. Damit war das Schicksal der Position entschieden; es kam hinzu, daß die Redner gegen dieselbe, die Herren Reichensperger und von Huene, sehr geschickt alles in's Feld führten, was sich überhaupt gegen den Ankauf eines Privat-Gebäudes zu öffentlichen Zwecken und für einen Neubau sagen läßt. Schließlich kam noch der alte Wachler und gab der Sache den Todesstoß, indem er kurz und bündig erklärte, daß die große Mehrheit der Bürger Breslaus, soweit sie an der Sache nicht persönlich interessiert seien, einen Neubau für das einzig richtige halte, um dauernd die Bedürfnisse eines Regierungs-Gebäudes zu erfüllen.“

Am 6. März wurde der Etat der Justizverwaltung durchberaten. Die Diskussion verlief in rein sachlicher Weise ohne irgend welchen Zwischenfall und gestaltete sich zu einer ausgedehnten Wanderung über das gesamte Gebiet des umfangreichen Ressorts. Auch die Zunahme der Veruntreuungen von Mündelgeldern wurde erörtert. Minister Friedberg machte einschlägige statistische Mitteilungen und bestritt, daß die große Häufigkeit dieser Fälle auf Rechnung der Vormundschaftsordnung zu schieben sei.

Am 7. März hielt das Haus eine lange Sitzung ab und erledigte eine umfangreiche Tagesordnung. Zunächst vollzog es die erste Lesung des bereits vom Herrenhause durchberatenen Gesetzes über die westfälische Landgüter-Ordnung; die rein sachliche Diskussion ergab, daß die Tendenz des Gesetzes, die ungeteilte Vererbung der Bauerhöfe zu erleichtern und zu regeln, auf die Zustimmung einer großen Majorität zu rechnen hat. Das Hauptinteresse der Sitzung konzentrierte sich auf den Etat des Auswärtigen Amtes, und zwar auf den einzig bemerkenswerten Posten desselben: die Forderung von 90 000 Mark zur Errichtung einer preussischen Gesandtschaft beim Papste. Fürst Bismarck hatte den Unterstaatssekretär Busch mit seiner Vertretung betraut, der dem Hause die Mitteilung machte, daß der Fürst zu seinem Bedauern durch Krankheit am persönlichen Erscheinen verhindert sei. Im übrigen beschränkte sich Herr Busch auf eine sehr knappe Motivierung des Gesandtschaftspostens. Er sagte nur, daß der Grund zur Aufhebung der deutschen Gesandtschaft, das schlechte Verhältnis zwischen Deutschland und dem damaligen Papste, weggefallen sei, denn mit dem jetzigen Inhaber des päpstlichen Stuhles stehe die Regierung auf gutem Fuße. Den Kernpunkt der Sache, warum Preußen gerade jetzt ein Bedürfnis habe, bei der Kurie einen besonderen Gesandten zu unterhalten, umging er ganz. Dieser Kernpunkt trat dafür desto deutlicher in der Debatte zu Tage, die sich an die Position knüpfte. Das Resultat war, daß die Liberalen, für die Birchow und Dr. Weber auftraten, sagten, wir wollen nicht, daß in Rom über unsere Kirchengesetzgebung unterhandelt wird, denn die ist lediglich eine interne Angelegenheit des Staates, und deshalb bewilligen wir nicht den Gesandten. Die Konservativen, für welche Stengel und Graf Limburg-Sturum sprachen, wollen den kirchenpolitischen Zwist durch Verhandlungen mit dem Papst lösen und stimmen deshalb für den Gesandten. Wer darüber noch im Zweifel war, daß die Frage sich lediglich um diesen Punkt drehe, den mußte Windthorst's Rede davon überzeugen, der in der Einrichtung der preussischen Gesandtschaft beim Papste einfach das Eingeständnis der Regierung erblickte, daß das stolze Wort von souveränen Gesetzgebungsrecht des Staates auf dem kirchenpolitischen Gebiete zu schanden geworden ist. — Die Position wurde gegen die Stimmen der sämtlichen Liberalen bewilligt.

## Politische Rundschau.

(Schluß am 8. März.)

**Deutschland.** Berlin. In den für Land- und Volkswirtschaft so außerordentlich wichtigen Frühlingsmonaten steht auch unser Volkswirtschaftsrat in vollster Thätigkeit. Anfang März beriet er die Vorlage über die Milchkontrolle, wonach fortan folgende Hauptregeln gelten sollen, deren gründliches Studium wir den geehrten Milchfrauen unter unsern Lesern dringend an's Herz legen: 1) Das Feilhalten von Kunstmilch wird verboten. 2) Die Trennung der verschiedenen Milchsorten wird nicht auf drei, sondern nur auf zwei festgestellt, und zwar: a. ganze Milch, b. entrahmte Milch. 3) Jeder Zusatz zur Milch wird untersagt.

Leider wurde aber die Milch der frommen preussischen Denlungsart unseres Volkswirtschaftsrates getrübt und erbittert durch den schändlichen Nikotin der gleich hinterher hineinfallenden und wahrscheinlich auch im Reichstage hereinfallenden Tabakmonopol-Vorlage. Die „Notwendigkeit“ der Einführung des Monopols wird in den Erläuterungen der Vorlage mit der ungenügenden Erschließung indirekter Steuerquellen und einer darauf zu gründenden Finanzreform in den Einzelstaaten motiviert. Dadurch würde auch die Erleichterung der drückenden direkten Steuerlast, der Kom-

munallasten, eine ausgiebige Gewährung von Staatsbeiträgen für Unterrichtszwecke und die Armenpflege an Gemeinden ermöglicht, verschüchtern schmeichelnd die „Motivative“. Was meinst du, rauchender Steuerzahler, gehen wir auf den Leim? Aber höre nur weiter. Nach eben denselben Motiven zum Entwurf des Gesetzes über das Tabakmonopol sind die Einnahmen auf 347 770 442 Mark, die Ausgaben auf 172 324 775 Mark, der Reinertrag somit auf 175 445 664 Mark veranschlagt. Letzterer ermäßigt sich durch den für die 4 1/2 prozentige Verzinsung und Amortisierung der Entschädigungssumme von 334 300 000 Mark erforderlichen Betrag von 9 957 750 Mark auf 165 487 917 Mark. Betreffs der Entschädigungen v. v. vergleiche oben den Leitartikel. Falls dir vor Erkaunen über alle diese Berechnungen die Pseife ausgegangen, so stecke sie ruhig wieder an und laß dir mit »Tribüne« und »Tageblatt« ruhig versichern, daß die vertraulichen Besprechungen von Mitgliedern des Volkswirtschaftsrats über das Monopol ergeben haben, daß Annahme desselben sei auch innerhalb dieser ganz nach den Wünschen der Regierung zusammengefügten Körperschaft überaus zweifelhaft. Die meisten Vertreter des Monopolgedankens gehören der landwirtschaftlichen Sektion an, in welcher sich jedoch aus den eigentlich tabakbauenden Distrikten kein Mitglied befindet. Dagegen haben die Mitglieder der Sektionen für Handel und Gewerbe, namentlich so weit sie Mitglieder von Handelskammern sind, sich in überwiegender Mehrzahl grundsätzlich gegen das Monopol ausgesprochen. Trotzdem soll in der für die zweite Maiwoche erwarteten Wiedereinberufung des Reichstages zu einer Frühjahrsession neben verschiedenen kleineren Entwürfen hauptsächlich das Tabakmonopol-Gesetz zur Vorlage gelangen. Da nun aber von vornherein feststeht, daß dasselbe keine Majorität finden, sondern mit Glanz durchfallen wird, der Kanzler jedoch andererseits seinen Sinn just auf diese Vorlage gestellt, so läßt eine Auflösung des Reichstages und demzufolge Neuwahlen für denselben sich mit beinahe zweifelloser Sicherheit voraussetzen, meinen die politischen Wetterpropheten. Ein nettes Extravergnügen für den wunderschönen Monat Mai! Es ist nur hundert gegen eins zu wetten, daß bei der allgemeinen Unbeliebtheit der Tabakvorlage alsdann noch mehr Gegner derselben in den Reichstag gewählt werden, als jetzt schon darin sitzen, so daß der letzte Irrtum ärger sein wird, als der erste. Sollte der weitschauende Kanzler denn aber das nicht ebenso gut vorhersehen, als unser kurzschichtiger Unterthanenverstand? Gleichwohl will er das Experiment probieren. Zweifelsohne können wir dem Ergebnis desselben unbesorgter entgegen schauen, als der Fürst.

Von weiteren dem Volkswirtschaftsrat zugegangenen Vorlagen nennt man die Grundzüge für gesetzliche Regelung der Arbeiter-Unfallversicherung. Letztere erfolgt danach in der Weise, daß jeder Unternehmer, desgleichen die Versicherungspflichtigen seines Betriebes einer der unter Berücksichtigung der Höhe der Unfallgefahr zu bildenden Genossenschaft angehören müssen, und daß diesen Genossenschaften die Verpflichtung obliegt, die gesetzlichen Entschädigungen unter Beihilfe des Reiches zu leisten. Das Reich hat seinen Zuschuß so lange zu gewähren, als nicht erwiesen ist, daß die Industrie die Leistungen zu ertragen vermag. Zu versichern sind alle Arbeiter und Betriebsbeamten mit einem Jahresverdienst von nicht über 2000 (1500?) Mark in Bergwerken, Salinen, Brücken, Gruben, Fabriken, Hüttenwerken, auf Werften und Bauarbeiten. Für die ersten dreizehn Wochen der Erwerbsunfähigkeit wird keine Entschädigung geleistet; denn für diese Zeit findet Unterstützung aus der Krankenkasse statt, wozu die Arbeitgeber 33 1/3 pCt. beitragen. Der Entschädigungsberechnung wird nur jener Teil des Arbeiterverdienstes zu Grunde gelegt, welcher 1200 Mark für das Jahr oder 4 Mark für den Arbeitstag nicht übersteigt. Die Feststellung der Entschädigung erfolgt durch die Organe der Genossenschaften.

Für die Beamten will das Verwendungsgesetz sorgen, indem es 25 Millionen Mark zur Aufbesserung der Gehälter vorschlägt. Weitere 48 Millionen widmet es Schulzwecken. 48 Millionen! Es ist erstaunlich, was alles für unsere Schule geschieht. Da ist's ein wahres Wunder, wie daneben die Gefängnisse und Zuchthäuser noch zu prosperieren vermögen. Allerdings zeigt sich nach den statistischen Erhebungen über den Zeitraum von 1879/80 eine Abnahme der Verbrecherzahl. In 35 Zuchthäusern Preußens befanden sich in genanntem Jahre 27 028 Verbrecher, darunter

3641 Frauen, also noch nicht 14 pCt. In 22 preussischen Gefängnissen waren 30450 Gefangene, darunter 6211 weibliche, untergebracht. Die letzteren machten also nur wenig über 20 pCt. der Verhafteten aus. Neu eingeliefert wurden im Vorjahre 6553 Männer und 1211 Frauen, im letzten (folgenden) Jahre aber nur 6067 Männer, mithin fast um 8 pCt. weniger; Frauen im letzten Jahre nur 1073, folglich über 11 pCt. weniger. Diese Abnahme der Verbrecher ist erfreulich, und es ist dabei besonders bemerkenswert, daß die Frauen, namentlich in den letzten Jahren, viel weniger zu den Straffälligen gehören, wie früher, woraus — da Zahlen ja beweisen — klarlich zu ersehen, daß dieselben immer noch die bessere Hälfte, resp. das bessere Viertel der Menschheit bilden, was den Herren der Schöpfung immerhin zu geneigter Erwägung empfohlen werden kann.

Westpreußen meldet sich „von Monopol wegen“ mit einem Schmerzensschrei, indem von dorthier geschrieben wird, daß der Tabaksbau der Provinz gegenwärtig 320 Hektar im Kreise Marienwerder, 28 Hektar im Kreise Graudenz, außerdem noch 197 Hektar in verschiedenen Kreisen, Danzig, Dt.-Croue c., umfaßt, jedoch nach dem neuen Entwurf über das projektierte Tabaksmopol in Zukunft nur in den beiden ersten Kreisen würde fortbestehen können.

Dem Posener »Kurzer« wird aus guter Quelle folgendes mitgeteilt: „Dr. Schlözer verlangte, daß der Heil. Stuhl eine bestimmte Stellung zu dem bekannten Regierungsprojekt nehme. Darauf wurde dem Dr. Schlözer erwidert, daß Rom eine solche Stellung nicht einnehmen könne, daß es dies vielmehr erst dann werde thun können, wenn das Schicksal des Projektes entschieden ist und ein bestimmtes Geſetz daraus hervorgegangen sei. Wenn der Reichskanzler sich vorher hinsichtlich des kirchenpolitischen Projektes mit dem Heil. Stuhle verständigt hätte, so hätte er mit Bestimmtheit auf die Unterstützung Roms rechnen können; jetzt werde eine Verständigung in diesem Punkte erst dann angebahnt werden können, wenn das Projekt, statt der jetzigen nebelhaften Formen, die bestimmte Gestalt eines Gesetzes angenommen haben werde.“

Am Rhein hat man trotz der schlechten Zeiten den Karneval toll genug gefeiert, und manchmal sogar zu toll. So machte in Aachen diesmal eine Karnevals-Gesellschaft sich das schlechte Vergnügen, daß sie einen Leichenzug nachahmte und, das Miserere singend, die Straßen durchzog. Wohl giebt es Menschen, sagt dazu das »Echo der Gegenwart«, die sich begraben lassen könnten, ohne daß die Mitwelt darunter Schaden litte, traurig ist nur, daß solche Subjekte ihre Roheit auf Kosten des allgemeinen karnevalistischen Frohsinns treiben dürfen. — Ende vorigen Monats wurde in Köln der letzte Gerüstbalken von der westlichen Seite des nördlichen Hauptturmes des Domes entfernt, so daß die Thürme nunmehr nach der Westseite ganz von Gerüstbalken frei sind. — In Saarbrückener Blättern finden wir folgende Notiz: „Die katholische Kirche zu Burbach (Filiale von St. Johann-Saarbrücken) ist den Mikatoliken für den Mitgebrauch zugesprochen worden.“ Sonderbare „Friedensstaube“ das! — Großes Aufsehen erregt, schreibt die »Saarbr. Ztg.« unterm 25. v. Mts., in unseren Städten die gestern und heute kurz vor Mittag erfolgte Pierhertransportierung dreier eleganter Herren in Begleitung von Metzger Schugleuten. Die Verhafteten sollen gewerksmäßige Hazardspieler sein, welche den Tod eines Offiziers in Saarbrücken verschuldet haben. Der Hauptmacher soll, wie es heißt, ein ehemaliger Offizier sein; die zwei anderen waren seine Schleppe, welche dem verhängnisvollen Spiel die Opfer zuführten. Als Operationsfeld hatte die Gaunerbande namentlich die Garnisonstädte des Reichslandes und der benachbarten deutschen Gebiete sich ausersehen. Die »Metzger Zeitung« weiß über die Affaire folgendes zu melden: „Eine Gesellschaft von Hazard- und Falschspielern, die in einem hiesigen großen Hotel mehrere Salons und Zimmer gemietet hatte und im Begriff war, daselbst eine Spielhölle zu etablieren, ist von der Polizei, welcher ihre Pierherkunft avisiert worden war, noch rechtzeitig aufgehoben und unschädlich gemacht worden. Zuletzt hatten die Gauner ihr Unwesen in Saarbrücken getrieben, wo ihr Wirken manche unheilvolle Spur zurückgelassen hat.“

Hannover. Ueber die Aufnahme der Ernennung des Herrn Dr. Höting zum Bischofe von Osnabrück wird nachträglich noch hinzugefügt, daß dieselbe

sich in herzlichsten Rundgebungen aller Art äußerte. Private und Korporationen metzeiferten, durch persönliches Erscheinen ihre Sympathieen zu bezeigen; Mitglieder des katholischen Adels im Sprengel, die 12 katholischen Vereine der Stadt Osnabrück, ferner die Damen-Vereine, Freunde und Bekannte unterließen nicht, einzeln oder in corpore ihre Huldigungen und Gratulationen darzubringen. Der Pius-, der Gesellenverein, die katholische Gesellschaft „Union“ hielten besondere Versammlungen ab, um das frohe Ereignis zu besprechen und bei der Gelegenheit dem Neuenwählten ein kräftiges Hoch zu widmen. Die Vorstände der verschiedenen Vereine haben bereits mehrere Sitzungen gehabt, um gemeinschaftlich die Vorbereitung von öffentlichen Feiern für den Konsekrationstag zu beraten, der noch nicht festgestellt ist und erst nach Ostern fallen wird. In der nächsten Zeit wird eine große öffentliche Versammlung stattfinden, in welcher ein erweitertes Komitee für die ganze Diözese konstituiert werden soll.

Aus Baiern schreibt man dem »W. V.« über die Würzburger Diözesanverhältnisse: In der Diözese Würzburg wirken in der Seelsorge fremde Geistliche, welche infolge des Kulturkampfes in ihrer Heimat nicht angestellt werden können: aus der Diözese Paderborn 16 (von diesen sind 4 wegen Krankheit beurlaubt), Trier 8, Köln 1, Limburg 5, Fulda 3, Münster 1, Mainz 2, Osnabrück 2; im Priesterseminar zu Würzburg wohnen Studien halber fremde Alumnen: aus Paderborn 2, Posen 17, Kulm 4, Freiburg 7; im Regularklerus sind aus der Diözese Paderborn 1 Kapuziner, 2 Franziskaner und 7 Schulschwestern gemäß dem Schematismus pro 1882. Sollte die neueste kirchenpolitische Vorlage in Berlin auch keine wirksame Folge haben, so würden diejenigen der fremden Kuratgeistlichen, welche schon längere Jahre als Kaplanen angestellt sind, wohl daran denken müssen, definitiv in die Diözese überzutreten, was ihnen gewiß nicht verübelt werden kann, da ein jeder mit den Jahren selbständig werden und sich häuslich einrichten möchte.

**Oesterreich.** Vor Thoreschluß sind infolge der Erhöhung des Zolles auf Kaffee vom 1. März an in den letzten acht Tagen in Wien 80 und einige Doppelwaggon mit Kaffee aus Rotterdam eingetroffen. Dieselben sind teils auf feste Bestellung, teils auf Lager abgegangen, um noch den alten Zollsatz zu genießen. Diese Sendungen, etwa 13600 Ballen, haben den ungefähren Wert von einer Million Mark und eine Zolldifferenz — 16 Gulden für 100 Kilogramm — von etwa 220000 Gulden. — Die Verhandlungen gegen die in Folge des Ringtheaterbrandes angeklagten 8 Personen werden am 2. Mai beginnen und etwa 3 Wochen dauern. Es sind 226 Beugen vorgeladen. Die Sammlungen für die Hinterbliebenen der Opfer des Ringtheaterbrandes haben im ganzen ergeben: über anderthalb Millionen Gulden (in Renten-Obligationen angelegt) und fast 200000 Gulden in barem. — Der ungarische Episkopat beabsichtigt angesichts der verderblichen Richtung der konfessionslosen Staatschulen die Errichtung eines Mittelschullehrerseminars in Budapest zur Heranbildung der Lehramtskandidaten an katholischen Mittelschulen. Kardinal Haynald hat bereits 100000 Gulden und Bischof Dr. Schlauch von Szathmar 20000 Gulden für diesen edlen Zweck angewiesen und die übrigen Bischöfe Ungarns sind in gleicher Weise zur Deckung der Erfordernisse des Instituts entschlossen, dessen Inslebentreten man somit, falls die Regierung und Freimaurer-Loge nicht hindernd dazwischen treten, schon in naher Zukunft entgegensehen dürfte. — Vom Herzogowinischen Kriegsschauplatz trifft die Meldung ein, der Feldmarschall-Leutnant Jovanovic habe mittels Parolebefehls den sämtlichen im Insurrektionsgebiete stehenden Truppen bekannt gemacht, daß er den Oberbefehl über dieselben übernommen habe. Da bis her nur die in der südlichen Herzogowina stehenden Abteilungen von ihm befehligt worden, so ist mit der Unterstellung der weiter nördlich in und um Serajewo befindlichen Truppen von jetzt ab das konzentrische, einheitliche Vorgehen gegen das Gebiet der Aufständischen möglich geworden. Es ist auch hohe Zeit, daß man ernst macht, denn wenn die Regierung sich nicht beeilt, so liegt die Gefahr nahe, daß der Aufstand zu Ende geht, ehe die k. k. Armee nur einmal ordentlich zum Schießen gekommen ist.

**Franreich** müßte nach dem Sprichwort, daß der am glücklichsten ist, von welchem man am wenig-

sten spricht, sich momentan in einem Zustande der Glückseligkeit befinden, da es sehr wenig von sich reden macht. Die Sache hat jedoch eine andere Bewandnis. Ueber dem Lande brütet noch schwer der Druck des Börsekrachs, in den Kammern brütet die Volkvertretung über Gambetta's Reformplänen, wobei man's schier verwetten möchte, daß sie zuletzt nur ein Kuturkei ausbrütet, und was der Ministerpräsident Freycinet, der Geld braucht, aber keins hat, und der Finanzminister Leon Say, der Geld hat, aber keins hergiebt, gegeneinander brüten, das mag Gott wissen. In die Doffentlichkeit dringt bloß das Gerücht von einer möglichen abermaligen Ministerkrisis.

**Spanien** will, zur Beruhigung der Angstmeier an den Königshöfen von Madrid und Rom, seine katholischen Pilger nicht, wie früher beabsichtigt, in einem großen Massenzuge, sondern einzeln, in lauter kleine Häuflein aufgelöst, jedes unter Führung seines Diözesanbischops, nach Italien senden, vorausgesetzt, daß überhaupt aus dem ganzem Projekt noch etwas wird.

In **Italien** hat unterdes der Heil. Vater zu Rom eine Schaar belgischer Pilger empfangen, die ihm außer der Huldigung ihrer unwandelbaren Anhänglichkeit einen Beitrag von 40000 Franc für den Peterspfennig zu Füßen legten.

Als Sensationellstes aus **England** kann die Meldung von einem gegen die Person der Königin verübten Attentat gelten. Während die Monarchin, von London nach dem königl. Schlosse Windsor zurückkehrend, am Bahnhofe letztgenannten Ortes in den Wagen stieg, um nach dem Palast zu fahren, feuerte ein armselig gekleideter und elend aussehender, junger Mensch aus der den Wagen umstehenden Volksmenge heraus einen Revolverchuß auf Ihre Majestät ab, glücklichlicherweise ohne zu treffen. Sofort festgenommen, folgte er ruhig den Polizeiorganen nach Mr. Sicher. Er soll Mac Lean heißen, von Herkunft ein Schotte, von Geburt ein Londoner sein, beschäftigungsloser Schreiber oder Kommiss und zu der That veranlaßt „durch Hunger“, wie er angeblich bei seiner Festnehmung sagte. Unmöglich scheint's nicht, daß er auf diesem „nicht mehr ungewöhnlichen Wege“ eine „Lebensversorgung“ suchte, denn aus der ungemein schwachen Detonation beim Absfeuern des Schusses glaubt man schließen zu sollen, die Waffe sei blind geladen gewesen. Also buchstäblich ein Schredschuß!

**Rußland** laut noch an seinem inzwischen nach Petersburg zurückgekehrten Stobelew, und die Majorität der europäischen Presse macht sich ein Spezialvergnügen daraus, als Wiederläuerin uns fort und fort die beiden alten Reden des jungen Generals mit immer neuem Aufputz vorzulegen; daran haben dann die Frau Basen auf der Bierbank und am Kaffeetisch auf Wochen hinaus zu verdienen. Sie kannegießern weiblich über den bevorstehenden slawisch-teutonischen Massenkrieg und fürchten sich, daß ihnen die Haut schaudert. So sorgt der liebe Gott selbst in winterlicher Sauregurkenzeit dafür, daß der Presse und ihren Lesern das Tischlein gedeckt sei.

Der **Türke** raucht dazu seinen Tschibul, freut sich, daß er endlich als Gesprächsthema von der Tafel, o Pardon! Tagesordnung abgesetzt worden und empfängt als lebenswürdiger Wirt am häuslichen Herd die deutsche Ordensdeputation, die der Sultan Abdul Hamid neulich im kaiserlichen Palast zu Tische hatte und mit Ehren, Reisbrot und Zuckerbrot überhäufte.

## Feuilleton.

### Der Schlossherr von Steinhausen.

Erzählung von Emma Handen.

(Fortsetzung.)

Erschrocken standen die Zeugen dieser Szene, die hier nicht zu vermitteln vermochten, denn das Wort: „Nach dem, was zwischen uns liegt!“ deutete auf die Vergangenheit, die niemand kannte, außer den Beteiligten. Ob sich das je ausgleichen ließ, wußte keiner, jedenfalls ließ es sich in diesem Augenblick nicht ausgleichen, und so sagte der Regierungsrat, fernere heftige Worte zwischen den feindlichen Geschwisterkindern fürchtend:

„Herr Justizrat, wollen Sie die Urkunde ausschlagen, die Sie dem Familien-Archiv entnommen haben,

damit wir die geschäftlichen Angelegenheiten ordnen können, die Privatverhältnisse mögen beide Teile alsdann stiller feststellen.“

Der Justizrat entfaltete die Blätter und sagte:

„Das Familiengesetz derer von Steinhäusen bestimmt, daß der älteste Sohn hier Erb- und Standesherr ist, und damit das Vermögen nicht zersplittert wird, daselbe in seiner Hand bleibt, wofür ihm die Verpflichtung wird, für die übrigen Glieder der Familie zu sorgen. Hören wir nun, wie weit der Herr Regierungsrat diesen Begriff ausdehnt, und was derselbe für sein Mündel verlangt.“

„Ich habe,“ erwiderte derselbe, „im Nachlaß Graf Kunibert's ein Testament gefunden, welches der Großvater beider Erben, Graf Otto von Steinhäusen, geschrieben hat; er hatte daselbe bei dem Gericht in Remden deponiert, aber zurückgefordert nach dem Hintritt seines ältesten Sohnes, da nach seinem Tode, wie er glaubte, keine Erbschaftsteilung mehr nötig. Daselbe ist aber nicht vernichtet worden, so sei es denn eine Generation später, als für die es geschrieben, Norm der Erbschaftsteilung.“

„Herr Regierungsrat,“ warf der Justizrat ein, „Sie wissen sehr wohl, daß Testamente nur Gültigkeit haben, wenn sie beim Gericht deponiert sind. Hätte Graf Otto es dem Gericht gelassen, dann möchte es heute rechtskräftig sein, so muß ich es für ungültig erklären.“

„Daß es das vor dem Gesetz ist, weiß ich sehr wohl,“ entgegnete der Regierungsrat, „es sind aber die Entel des Mannes, dessen letzter Wille hier zur Geltung kommen soll, die wir vor Prozeßreitigkeiten zu wahren haben, also werden doch wohl beide so viel Pietät gegen den Willen des toten Familienoberhauptes hegen, um denselben anzuerkennen.“

„Herr Justizrat, Sie opponierten gegen den Vorschlag des Herrn Regierungsrates,“ mischte sich jetzt Graf Reginald in das Gespräch, „ich bitte, sich demselben zu fügen; es kommt mir auf den Mehrbesitz nicht an, wenn ich nur der Herr hier bin.“

„Wie Sie wünschen, Herr Graf.“

Das Testament ward eröffnet und darin zunächst die Bestimmung gefunden, daß das sogenannte alte Schloß, der Witwensitz derer von Steinhäusen, Graf Kunibert's Wohnung sein solle, da Gräfin Ottilie dem Gatten im Tode vorangegangen war.

Das schien der Regierungsrätin ein willkommener Vorwand, Gertrud von hier fortzuführen, da sie neue heftige Szenen zwischen den feindlichen Verwandten fürchtete.

„Kommen Sie in Ihre neue Wohnung, Gertrud,“ sagte sie, „und überlassen wir das weitere Ordnen der Erbschaftsangelegenheit den Herren.“

Ein bitterer, schmerzlicher Augenblick war der jungen Grafentochter gekommen, sie sollte die Heimat ihrer Kindheit verlassen, in der er künftig weilen würde, den sie haßte.

Noch einmal siegte da das Mitleid im Herzen des Grafen, noch einmal wäre diesem Paar der Augenblick der Versöhnung gekommen, wenn Gertrud eine Thräne geweint, den Schmerz gezeigt hätte, der in ihrem Herzen lebte; aber sie unterdrückte aus Stolz alle weichen Regungen und schleuderte nur einen Blick voll Hasses auf ihn, der sie von der Schwelle des väterlichen Hauses vertrieb. Da war das Schicksal dieser beiden Menschen entschieden, sie waren getrennt in Haß und Groll.

„O Frau Regierungsrätin, nehmen Sie mich mit nach Remden,“ bat Gertrud, als sie mit der Dame allein war.

„Sie haben es mir vor wenig Stunden noch entschieden verweigert, liebes Kind.“

„Kann ich denn hier bleiben, wo er der Herr ist!“ rief sie bitter.

„Sie sind ihm so schroff entgegengetreten, Gertrud, bleibt Ihnen denn von mütterlicher Seite nicht noch Reichthum genug? warum wollen Sie ihm denn die Herrschaft hier nicht gönnen, die Sie ja doch nie hätten führen können. Die Verwaltung einer so großen Bestzung kann kein achtzehnjähriges Mädchen übernehmen, mein Mann hätte hier unbedingt einen Administrator einsetzen müssen, und wo der Herr nicht selbst eingreift, geht es mit der Wirtschaft nicht vorwärts. Seien Sie doch dem Schicksal lieber dankbar, daß es hier den Herrn geschickt hat im rechten Augenblick.“

„O wenn nur er es nicht wäre! Jeden andern hätte ich williger an seiner Stelle gesehen, mit jedem

andern wäre ein friedlich verwandtschaftliches Verhältnis herzustellen gewesen, nur mit ihm nicht.“

„Aber, Kind, weshalb dieser Haß, was hat er Ihnen gethan?“

„Oh! dieser Haß stammt schon aus den Tagen unserer Kindheit, er hat zehn Jahre in unseren Seelen fortgewuchert, und der heutige Tag hat ihn nur vergrößert, nicht gemildert.“

„Was Ihr Euch auch gethan habt, kann es denn die Entdeckung der nahen Verwandtschaft nicht ausgleichen?“

„Er, der kräftige Jüngling, hat einst seine Hand drohend wider mich erhoben, als ich noch ein Kind war, und ich habe mich vor ihm gefürchtet, das kann und werde ich nicht vergessen.“

„Aber, liebes Kind, wenn er sich Ihnen, der Tochter seines Gutsherrn, gegenüber so weit vergessen hat, Ihnen zu drohen, so müssen Sie ihm doch etwas gesagt haben, was ihn reizte und seinen Zorn herausforderte, also die Schuld tragen.“

In mildem Ton war diese Anschuldigung gesprochen, die zum erstenmale an die stolze Tochter der Steinhäusen herantret, und einen Moment lang war es, als ob sie die Schwere der Anklage fühlte, aber nur einen Moment, noch sah sie begangenes Unrecht nicht ein, noch fühlte sie keine Schuld.

„Gesagt habe ich ihm allerdings etwas,“ erwiderte sie, „aber das war nur die Strafe für sein Benehmen mir gegenüber, er stellte sich mit mir, dem Schloßfräulein, auf gleiche Rangstufe, und das durfte ich mir nicht gefallen lassen. So lange mein Vater lebte, ging ich trotzig lähn in's Dorf hinab, trotzdem ich es wohl auf seinem Gesicht und in seinem leeren Wesen las, daß er nicht vergessen, wie er von meines Vaters Hand eine Züchtigung erhalten hatte für sein Benehmen gegen mich. Was sollte ich fürchten, so lange mein Vater lebte? Jetzt, wo er hier der Herr ist, hätte ich keine Stunde Ruhe, wenn ich an jenen Augenblick denke, wo er drohend vor mir stand.“

Es blieb ihr also nur die Wahl, auf dem Bestium eines Mannes weiter zu leben, von dem sie eine breite Klust des Hasses trennte und den sie fürchtete, oder im fremden Hause, sich einem fremden Manne unterzuordnen. Sie zog das letzte vor, nach hartem Kampfe, da die Furcht vor ihm zu mächtig war. Daß sie, die Schutzlose, doch nicht schutzlos ihm gegenüberstand, daß der Mann so wenig einen wirklichen Rücksicht beabsichtigte, wie ihn der Knabe einst beabsichtigt, sah sie nicht zu ahnen. Die Regierungsrätin aber schwieg über diesen Punkt, sie sah es ein, daß an eine Ausöhnung dieser beiden Menschen nicht eher zu denken war, als bis Gertrud eine Schuld eingestand, die sie in ihren Augen doch trug, wenn dieselbe jetzt auch noch nicht davon durchdrungen war. Erkannte sie dieselbe an, dann würde auch der Mann einsehen, daß er damals zu weit gegangen war.

Die Nacht brach herein über Steinhäusen, sie sah getrennt für's Leben die Kinder zweier Brüder in zwei verschiedenen Häusern. Der Mond zog empor am Hammelsbogen und sah hernieder auf das Herrenhaus und das alte Schloß.

Graf Reginald hatte den Vater gefunden, dessen Namen er laut irdischer Befehle tragen durfte, er war kein Fremder mehr in den stolzen Hallen, die seines Vaters Eigentum gewesen, selbst Graf Kunibert, wenn er gelebt, hätte ihm weichen müssen. Ihm war, nach menschlichen Berechnungen und Anschauungen ein unendliches Glück zuteil geworden, und das würdig zu tragen, dazu gehört weit mehr Seelenadel und Herzengüte, als groß und erhaben im Unglück dazustehen. Ernst und mahnend war heute das Schicksal an den neuen Schloßherrn von Steinhäusen herangetreten und hatte ihm die schwere Aufgabe gestellt, sein besseres Selbst im Sonnenschein des Glückes zu wahren.

Sorglos, in ungetrübter Heiterkeit hatte Gertrud gelebt, bis zu dem Tage, da ihr der Tod den Vater entriß, und mehr als Menschenleben gestaltet sich ein Schicksalsschlag anders. Hier wäre ihr Leben aber wohl ruhig und gleichmäßig geblieben, wenn nicht etwas anderes an sie herangetreten wäre, das ihr Schicksal geändert hätte. Sie hatte das Schloß ihrer Väter, die Heimat ihrer Kindheit verlassen müssen, weil daselbe jetzt das Eigentum eines anderen war, ja mehr noch, sie mußte die Stätte verlassen, auf der sie als Kind gespielt, mußte sich in der Fremde, unter Fremden, eine neue Heimat gründen, alles um seinetwillen, der ihr so feindselig entgegengetreten war. Diese Gedanken zogen durch ihre Seele, als sie schlaflos in

jener Nacht die Ruhe des Schlummers nicht finden konnte.

Gab es denn keine Brücke der Vereinigung zwischen diesen beiden, heute noch so feindselig geschiedenen Menschen? Keine, so lange der Stolz sich nicht beugte und Demut und Selbsterkenntnis in die jungen Herzen einzog. (Fortf. folgt.)

## Das Wirken

des zum Fürstbischöflichen Deputierten  
Herrn Propst Herzog  
als Kreis-Schulinspektor in Brieg.

Der jetzige Fürstbischöfliche Deputat und Propst Herzog in Berlin, der zukünftige Herr Fürstbischöf von Breslau, trat sein Amt als Pfarrer von Brieg im Mai 1873 an und wurde 1870 im März nach Berlin versetzt. Bei seinem Antritt in Brieg erfolgte gleichzeitig seine Ernennung zum Erzpriester des Brieiger Archipresbyterats, sowie zum Kreis-Schulinspektor über die katholischen Schulen des Kreises Brieg.

Seine Thätigkeit als Kreis-Schulinspektor gab deutlich zu erkennen, daß ihm der Ausspruch Pestalozzi's vorschwebte: „Das Fundament einer wahren Erziehung ist Religion.“

Wenden wir auf sein segensreiches Wirken, führen wir uns seine vielseitigen Fingerzeige auf pädagogischem Gebiete vor die Seele, denken wir an sein hochleuchtendes Beispiel: so müssen wir erkennen, daß es einer besonderen göttlichen Gnade bedarf, um seinen Beruf in solcher Weise zu erfüllen, wie er ihn erfüllte. Er verlangte in seinem Kreise eine ernste, strenge Erziehung; er wünschte stets, daß auf den Grund gegangen, die Wurzel angegriffen werde. Bei seinen Anfordernungen erinnerte man sich an die Worte des Dichters:

Soll der Weinstock Trauben tragen,  
Muß das Messer schneiden ein.  
Darfst nicht nach der Thräne fragen:  
Erst das Wasser, dann der Wein.

In seinen Beurteilungen war er stets mild und nachsichtig. — Wenn es nicht ganz leicht ist, den Diamant vom schimmernden Glase, echtes Gold von Schaumgold zu unterscheiden, so erblickte man aus seinen Entscheidungen, daß Uebung den Meister mache. Unter seiner Leitung war stets einmütiges Zusammenwirken zu sehen, und es bewahrheitete sich das Wort Schiller's: „Mit gleicher Liebe lieb' ich meine Kinder.“ — Bei seiner hervorragenden Einsicht und vollen Hingebung entfalteten sich in der Schule die schönsten Blüten.

Seine Auffassung über Erziehung scheint der des berühmten Bischofs Dupanloup zu gleichen, welcher sagt: „Die Erziehung ist eine Fortsetzung der göttlichen Thätigkeit in ihrer großartigsten und erhabensten Sphäre, in der Schöpfung der Seelen.“

In allen Kreisen zeigte er deutlich, daß das Wort der That wirksamer ist, als das Wort des Mundes. Er fragte nicht: Gefalle ich vielen? sondern: Gefalle ich den besten in meiner Gemeinde?

Es bestand zwischen dem Vorgesetzten und den Lehrern seines Aufsichtskreises ein erbauliches Verhältnis, es waltete der Geist des Friedens. Vorgesetzter und Lehrer waren einig im Geiste der Liebe und Sorgfalt für die Kinder. Er besaß das ganze Vertrauen seiner Lehrer, die schönste Blume im Kranze der Liebe. Sowie die Sonnenstrahlen in einem Brennpunkt gesammelt erst zünden, so wurde dadurch, daß alle in seinem Aufsichtskreise wirkenden Kräfte in seinem Sinne handelten, der beste Erfolg errungen.

Wie sehr die hohen Behörden seine ausgezeichneten Eigenschaften und hervorragende Begabung für das Schulwesen anerkannten, geht daraus hervor, daß ihm einige Zeit vor seiner Ernennung zum Fürstbischöflichen Deputierten und Propst in Berlin die Stelle eines Regierungsrats und Schulrats angetragen wurde, welches Anerbieten er aber ausschlug. Sein Sinn war nicht auf höhere Stellungen gerichtet. Dem Wunsche seines Bischofs, die Stellung in Berlin anzunehmen, mußte er aber nachkommen.

Wir Lehrer begrüßen die Ernennung des bisherigen Fürstbischöflichen Deputierten und Propstes Herrn Herzog in Berlin zum Fürstbischöf von Breslau mit vollster und aufrichtigster Freude. J. R-r in B.

Eine schreckliche Eisenbahnfahrt.

Die Amerikaner sind bekanntlich dem Spiritismus sehr zugänglich. Frank Leslie's »Illustrated Newspaper« bringt folgende in dieses Gebiet einschlagende Geschichte über eine schauerliche Eisenbahnfahrt, die sich kürzlich ereignete und bei dem Flusse Elthorn Creek ihren Abschluß fand. Das Blatt will natürlich nicht für die Wahrheit bürgen, sondern beruft sich auf die Aussagen von Zeugen derselben.

In einer äußerst stürmischen Nacht, am 28. Dezember v. J., mit starkem Regen und sehr süßbarer Kälte, wurde die hölzerne Bahnbrücke über den Elthorn-Fluß von den hochgehenden Wogen weggerissen. Es mußte binnen wenigen Minuten geschehen sein, denn zehn Minuten nach 12 Uhr nachts hatte ein Frachttrein, der die Bahn, nach Osten gehend, besuhr, die Brücke sicher passiert. Zwanzig Minuten später sollte ein nach Westen fahrender Expresszahn die Brücke befahren, und schon war sie in den Fluten verschwunden, und es mußte mit so wenig Geräusch geschehen sein, daß der Bahnwärter, der die Strecke kurz vorher abgegangen, noch nichts davon ahnte und ruhig in seiner Hütte saß, als der Expresszahn an dieser vorüberkam. Der Wächter schwur, daß das Signallicht auf der Brücke weiß leuchtete, als der Train seine Hütte passierte, und somit volle Sicherheit anzeigte. Wenige Momente später sah er das Licht rot, also Gefahr verkündend. Das Licht brannte in einer eisernen Umrahmung, und der Mechanismus, durch den der Wechsel der Farbe hervorgebracht wird, befindet sich in einem eisernen Behälter am Fuße der Säule, der verschlossen gehalten wird. Die Farbe des Signallichtes kann nicht anders als durch diesen Mechanismus gewechselt werden, und der Wächter erklärte unter Eid, daß das Behältnis verschlossen war und er den Schlüssel in seiner Tasche hielt. Er sei sofort zu dem Signale geeilt, und dort habe er das Licht weiß wie zuvor gefunden, die Thüren des Behältnisses verschlossen und ohne jede Spur eines gewaltigen Vorganges. In diesen Angaben wird er unterstützt durch die Aussagen des Kondukteurs, des Maschinensührers und des Heizers. Der Maschinensührer, der sich erst zwei Tage vor dem furchtbaren Ereignisse verheiratet hatte, hat in Folge dessen sich einem andern, minder gefährlichen Berufe zugewendet. Der Heizer aber gab folgende Erklärung ab, die das Blatt, wie es behauptet, fast wortgetreu wiedergibt:

Würde es sich nicht darum handeln, dem Maschinensührer Dave Garnet, dessen Aktion vielfach ungerecht beurteilt ward, Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, ich möchte jede Aussage verweigern. Ich bin ein schlichter Mann und kümmerge mich wenig darum, ob mich die Leute für einen Narren oder Lügner halten. Aber ich will einen Freund nicht verleumden lassen, ohne ein Wort zu seiner Verteidigung zu sagen.

In der Nacht des 28. stürmte es gewaltig, als wir aus dem Bahnhof fuhren. Dabei gestor das Regenwasser schnell auf allem, was es berührte. Ältere Leute unseres Standes, wie Dave und ich, wissen, was das bedeutet. Nach jedem Halt und bei jeder neuen Abfahrt glitschen die Räder auf den beeißten Schienen, und die Maschine quält sich vergebens, wenn man nicht Sand zu Hilfe nimmt. Sand giebt den Rädern einen Halt auf den Schienen, und wir hatten den Sandkasten gefüllt, ehe wir abfuhren, und extra einen Sack für alle Fälle bereit gehalten.

Wir hatten 16 Wagen hinter uns, alle vollgepackt. Die Bahn war schlecht, und es tobte ein Sturm, wie ich nie wieder einen erleben möchte. Der Wind heulte derart um uns, daß wir zuweilen kaum unsere eigene Dampfpfeife hören konnten. Das Eis auf unsern Kleidern bildete eine harte Decke. Wir konnten die Frontfenster vor uns keinen Augenblick geschlossen halten, denn das Eis zog einen dichten Vorhang darüber. Wir mußten das Wetter auf uns einströmen lassen, wie es wollte, denn wir hatten scharf Ausschau zu halten auf die Signallichter, von denen die meisten im Dunkel nur wie bleiche Punkte ausfahen.

Wir fuhren die ersten zwanzig Meilen, ohne ein Wort mit einander zu sprechen. Ein Maschinensührer kann viele lange Jahre fahren, und doch wird er die Lokomotive niemals mit Gleichgültigkeit in Bewegung setzen. Was den Sturm und den schweren Regen betraf, kümmerten wir uns wenig darum und dachten nur an unsere Pflichten. Aber Dave war diesmal ungewöhnlich ernst. Ich konnte sein Gesicht bei dem Lichte der Dampfmeserlampe sehen: es war bleich und ängstlich wie nie zuvor.

„Was giebt's, Dave?“ sagte ich.

Er sah mich an, wie ein Träumender.

„Es ist eine fürchterliche Nacht,“ antwortete er nach einer Weile. „Die alte Maschine stöhnt und ächzt wie eine kranke Frau. Es ist, als ahne sie Gefahr. Ich wollte, die Fahrt wäre vorbei, Jim!“

„Das möcht' auch ich,“ sagte ich, denn in Wahrheit fühlte auch ich mich gedrückt. „Aber bis jetzt ist alles in Ordnung.“

„Ja,“ antwortete er, „bis jetzt. Aber ich habe ein hanges Vorgefühl und dachte die letzte halbe Stunde nur an Mary.“

„Ein sehr guter Gegenstand, daran zu denken,“ sagte ich lachend.

ein Schatten, immer im Mittelpunkt der Dampfwolke. Das seltsamste war, daß sie wie lebend ausfah, in dem Dampfe schwebend, und ich doch deutlich den Reflex des Vorderlichtes durch ihre Gestalt sehen konnte. Ihr Blick war auf Dave gerichtet, mit einem Ausdruck des Entsetzens; sie rang die Hände und wendete sich dann wieder gegen uns, als wolle sie, daß wir anhielten.

Wir starrten etwa eine halbe Minute stumm und atemlos auf die Gestalt, dann zerstreute sich der Dampf und die Erscheinung mit ihm. — Das Ganze hatte Ähnlichkeit mit den sogenannten Nebelbildern.

Mit einem schrecklichen Ausdruck im Gesicht wendete sich Dave zu mir und stöhnte: „Mary ist tot; sie hat mir Lebewohl gesagt.“

„Nein,“ rief ich, „nein, Dave! Sie kam, uns zu warnen. Es ist Gefahr vor uns — aber sie lebt!“

Ob Dave meine Ansicht teilte oder nicht, er blieb ruhig, und seine Augen auf die Bahn vor uns gerichtet, lenkte er die Maschine.

Die nächste Stunde geschah nichts, was uns alarmieren konnte, und auch die Erscheinung kam nicht wieder. Gerade ehe man die Elthorn-Brücke erreicht, befindet sich eine garstige Kurve in der Bahn, und man ist beinahe an der Brücke, ehe man sie sehen kann. Hier erwartete ich ein Unglück, wenn eines kommen sollte.

Dave war sichtlich meiner Meinung, denn als wir zu der Kurve kamen und ich mich hinauslehnte, um das Signallicht an der Brücke zu sehen, sagte er mit gepreßter Stimme:

„Was ist's, Jim?“

„Weiß!“ sagte ich.

Als ich die Worte gesprochen, schrien wir beide laut auf. Zur Rechten vor uns, wie in einer Dampfwolke, sahen wir wieder die Gestalt von Mary Warren. Diesmal schien sie vor uns hinzueilen und verschwand nächst dem Brückenlicht, welches plötzlich rot wurde. Als wir das Gefahrzeichen sahen, erschreckt und nervös, thaten wir doch unsere Pflicht, wie in voller Ruhe.

Beim ersten Erblicken des roten Lichtes waren wir an zweihundert Yards von der Brücke. Wäre die Bahn trocken gewesen, konnten wir in dieser Distanz halten. Aber trotz Hemmsignal und Kontra-Dampf schien sich der Train so schnell wie früher vorwärts zu bewegen.

Dave und ich wechselten Blicke.

„Es ist alles vorbei,“ sagte er. „Wir werden bleiben, Jim!“

„Natürlich,“ sagte ich. Ich hätte abspringen können, überzeugt, daß ich mich retten konnte.

Dave reichte mir die Hand. Ich drückte sie und murmelte: „Gott sei mit uns!“

Die folgenden Sekunden schienen Stunden. Wir fühlten das Hüpfen der Maschine und Segendampf, und dennoch glitt sie fort, obgleich nur langsamer. Ich konnte sehen, wo die Brücke gewesen, sah die gebrochenen Balken und das darunter fließende finstere Gewässer.

Näher, näher kamen wir dem entsetzlichen Schlund, der uns und unsere lebendige Fracht verschlingen zu wollen schien. Ich sah das rote Brückenlicht auf uns herabschauen, wie mit einem großen, blutigen Auge, und keine Seele dabei.

Die Räder drehten sich schnell, ihr Rollen wurde lauter. Wir taumelten. Zuweilen schien der Zug auf den Geleisen Halt zu fassen. Wir gingen jetzt so langsam, daß wir beinahe hätten absteigen können; dennoch glitten wir vorwärts, und nun waren keine 50 Fuß zwischen uns und dem Tode.

Langsamer und langsamer bewegten wir uns, und dann, als wir nur mehr einige Schritte hatten an den Rand der Brücke, von der nur einige Balken da waren, hielten wir. Ich sah empor zu dem Signallichte. Es war wieder weiß, aber ich war so nervös und erschüttert, daß ich kaum etwas zu denken vermochte.

Von Mary Warren konnten wir nichts in Erfahrung bringen, als daß sie eine schwache Rück Erinnerung an einen Traum habe, in welchem ihr geschienen, daß Dave in großer Gefahr gewesen, welche von ihm abzuwenden sie sich bemüht hätte.

Und das ist die Geschichte, Sir! — — —

Unter der Monopolherrschaft.



Monopolbeamter (bei einem Raucher vorbeigehend): „Halt! Das ist kein Monopolstaater — riecht viel zu edel — echte Schmuggelware — im Namen des Gesetzes konfisziert!“

„Scherze nicht, Jim,“ entgegnete er ernst. „Es ist schauerlich für einen Mann, zu denken, daß seine Hoffnungen auf Glück erst vor zwei Tagen sich erfüllten und er nun in der nächsten Minute in die Ewigkeit geschleudert werden kann.“

„Das ist nur eine Reaktion,“ sagte ich. „Du warst zu glücklich und erregt von dem Denken an Deine Hochzeit, und all' das und jetzt in der Kälte und dem Regen siehst Du nur die finstere Seite des Geschäfts.“

„Mag sein,“ sagte er, und dann stieß er plötzlich einen entsetzlichen Schrei aus. „Großer Gott! Sieh, sieh!“

Er zeigte mit zitterndem Finger durch das offene Frontfenster, und sein Gesicht war totenbleich. Mein Blick folgte der Richtung, nach welcher er deutete, und — wie soll ich beschreiben, was ich sah?

Ich war bekannt mit Mary Warren, die Dave vor zwei Tagen geheiratet, und so gewiß, als ich jetzt vor Ihnen stehe, sah ich sie.

Der Dampf waltete in dichter, weißer Wolke aus der Maschine, so daß wir die Bahn vor uns nicht sahen. Das Licht von der Lokomotive warf eine Art Reflex darauf, wie die Sonne in einen Nebel, und gerade im Zentrum des wolkigen Bildes sah ich die Gestalt von Mary Warren. Wir fahren mit größter Eile, aber die Erscheinung glitt mit uns dahin, wie

Die amerikanischen Spiritisten behaupten, unsere Seelen können im Schlafe unsere Körper verlassen, um über jene zu wachen, welche sie lieben. — Viele scheinen es allen Ernstes zu glauben. Es ist nur zu bedauern, daß die Seelen in Europa diese Fähigkeit nicht ausüben und darthun. Dieselben könnten sich damit sehr nützlich erweisen und z. B. eine „Seelen-Börse“ einrichten, die dafür sorgte, daß mitunter — wie noch jüngst bei der Affaire Bontour — die Gaslaternen vor der Börse auch — rot brannten, wenn Gefahren nahe sind.

### C. V. C. Eltern, erziehet eure Kinder in der Gottesfurcht.

In einer Gegend Baierns lebte vor noch nicht zwei Jahrzehnten eine Familie, welche zu den reichsten in weitester Umgegend zählte. Das Wohnhaus glich einem Schlosse, die Stallungen waren schöner, als die Wohnhäuser mancher bemittelten Bürgerleute; die Acker, Wiesen und Waldungen erstreckten sich geradezu auf viele Wegestunden, der Reichtum an irdischen Gütern war mit einem Worte ungeheuer. Was jedoch den Menschen wahrhaft reich und glücklich machte, fehlte in diesem Hause, nämlich die Gottesfurcht. Von Gebet, Kirchenbesuch, Empfang der heil. Sacramente u. c. war bei diesen steinreichen Leuten nie die Rede, sie glaubten, wegen ihres so großen Reichthums ihres Gottes nicht zu bedürfen. Schreiber dieses kannte den Sohn dieser Familie. Der ahnte in Nichtausübung der Religion ganz den Eltern nach, und wie konnte es auch anders sein, da er zur Gottesfurcht niemals angehalten und von einem religiösen Leben in der Familie keine Spure sah. Wort und Beispiel zur Anleitung in der Gottesfurcht fehlten ihm. Nach des reichen Vaters Tode verheiratete sich der Sohn, und was ist heute aus dem Sohn und dessen Kindern geworden? Der Sohn erhält sein Essen von gutherzigen Menschen, und die Kinder wurden in eine Wohlthätigkeitsanstalt verbracht, wo sie auf fremde Kosten ernährt und erzogen werden. Was müssen diese bemitleidenswerten armen Kinder einstens denken, wenn sie später hören, daß die unabhängigen Acker und Wiesen, Höfe und Mählen ehemals ihrer Familie gehört, wovon sie selbst keine Scholle mehr besitzen; wenn sie hören, wie viele Knechte und Mägde in ihrer Familie in Dienst gestanden, und sie dann selbst als Knechte und Mägde dienen müssen!

Wo Glaube und Gottesfurcht fehlt, da gehen nach und nach selbst die reichsten Familien zu Grunde, wie obiges Beispiel und so viele andere gleichartige Beispiele besonders in unserer unreligiösen Zeit lehren. Wollt ihr, Eltern, eure Kinder zeitlich und ewig glücklich machen, wollt ihr ihnen außer dem Besitz des Himmels auch die von euch mit vieler Mühe und Arbeit erworbenen irdischen Güter erhalten, so lehret sie frühzeitig die Gottesfurcht, denn sie allein bewahrt vor Genußsucht und Müßiggang, sowie vor andern Lastern, welche laut aller Erfahrung den größten Reichtum in kurzer Zeit verschlingen. Der von Gott erleuchtete Apostel Paulus behält Recht, wenn er sagt: „Die Gottesfurcht ist zu allen Dingen nützlich, denn sie hat die Verheißung für das gegenwärtige und zukünftige Leben.“

### Der Kampf in der Herzegowina.

Die folgende lebhafteste Schilderung eines der österreichischen Vorkämpfer in den Felsen der Herzegowina, welche die Erstürmung von Ledenice und Drohova mitmachten, dürfte unsere Leser interessieren:

Das Gefecht kommt zum Stehen, die Signalhörner der Jäger schmettern, Verstärkung heischend, in's Thal nieder, die Soutiens und Reserven rücken im Laufschrift heran, aus der gegnerischen Stellung schrillen Signalfleisen, können befehlende Zurufe, die von deren rechten und linken Flügel her beantwortet werden, und wir sehen, wie sich die Hörner der bisher sichelförmigen Feindeslinie nach rückwärts schieben, wohl um eine Umfassung und Umklammerung ihres rechten Flügels zu vereiteln.

Während dieses, nur von wenigen Flintenschüssen unterbrochenen Manövers ist es mir ganz gut möglich, einzelne Gruppen der Insurgenten mittelst Feldstechers zu mustern. Alle tragen schwarzberänderte Montenegri-

nützen und unter der dunkelbraunen, über die Schulter geworfenen Struka leuchtet die weiße Dolama hervor. Einzelne tragen indes auch die grüne, goldgestickte Tracht des Zupathales.

Endlich nach längerer Pause fängt es wieder in den Büschen lebhafter zu knallen an, und „Haidete gore, koze Austriansky“ (kommt doch herauf zu uns, ihr österreichischen Ziegen) tönt im Chorus der höhrende Zuruf der Insurgenten. Ei, sie brauchen nicht lange zu warten, unsere Plänklerkette verlängert und verdichtet sich, den Gegner durch ihre wohlgenährtes Feuer langsam, doch stetig zurücktreibend, immer höher gegen die feindliche Schlüsselposition, den Turm von Ledence.

Da plötzlich, unsere linke Flügellinie hat eben die drittlezte Serpentine (von oben gerechnet) erreicht, da donnert's und prasselt's über Unserm Häuptern, die Insurgenten setzen ihre eigenartige Artillerie, die furchtbaren Steinbatterien, in Aktion, ein wildes Hohngeschrei gellt von den Höhen nieder, ein jäher Schreckensruf läuft durch die Reihen der unseren, es ist auch ein graudvoller, das Blut in den Adern erstarren machender Anblick, diese von unsichtbarer Hand geschleuderten Projektile, die mit lawinenartiger Wucht zu Thal rasenden Steingefchosse! Es ist ein Anblick, der auch das Herz des Tapfersten erbeben macht, sein Haar zu Berge sich sträuben läßt, diese gewaltigen, von Klippe zu Klippe tanzenden, hüpfenden, in wilden Sprüngen in die Tiefe niederschmetternden Felsblöcke. Oft zerfliebt einer derselben beim Aufschlagen in hundert kleinere Stücke, und diese Sprengpartikel, nach allen Richtungen strahlenförmig auseinandersprühend, bringen eine fa-tätschenartige Wirkung hervor. Aber der panische Schrecken, den das plötzliche Eingreifen der Steinbatterien hervorrufen mußte, verfliegt rasch wieder. Unsere Jäger, rechts und links seitwärts der Serpentine springend, ducken sich hinter vorspringenden Zinken, und nachdem noch weitere zwei Steinbatterien resultatlos verpufft sind, vermag nichts mehr sie in ihrem Glanz aufzuhalten. Sprungweise schieben sie ihre Schwärme vorwärts, während der gegnerischen Stellung plötzlich die Bergbatterie des Oberleutnants Kühnel auf dem Höhenrücken erscheint. Mit unglaublicher Bravour rückt dieser tapfere Offizier hart dem Gegner zu Leibe, läßt seine zwei Berggeschütze abproben und eröffnet ein so furchtbares aus unmittelbarer Nähe abgegebene Schrapnellfeuer auf den bereits erschütterten Gegner, daß dieser zu wanken beginnt und seine Reihen sich lösen. Zwar poltert noch eine letzte demaskierte Steinbatterie in die Tiefe nieder, knattert noch aus den Schießscharten von Fort Ledence ein heftiges, aber rasch erlöschendes Gewehrfeuer, es sind eben die letzten Zukünge des Gegners.

Die hellgrauen, flinken Gestalten der Jäger erscheinen jubelnd auf dem höchsten Felsengrat des Golven, während 500 Bajonette, im Sonnenlichte flammend, aus den Scheiden fahren. Ein dumpfer, wie Wogenschwall brausender, lange verhallender Hurrahruf schlägt an unser Ohr, der Gegner flieht, vom Pelotonfeuer der unseren verfolgt, gegen Knešlac, von den Zinnen Ledences grüßen uns die Jubelrufe der Sieger.

Während es verhältnismäßig im Zentrum recht still zugeht und die wackeren Tiroler und Rumänen zu ihrem großen Leidwesen ihre Kampfeslust nicht recht befriedigen konnten, ging es desto heißer auf unserem rechten Flügel her, wo die tapferen Oberösterreichischer kämpften. Dort war das zweite Bataillon Hessen engagiert. Major Ehlers führte dasselbe, während der Regiments-Kommandant Oberst Scharinger die zwölfte Kompagnie an der Brücke von Jnta als Rücken- und Flankenbedeckung seiner Angriffscolonne disponiert hatte. Der Gegner, der durch das Geschützfeuer der Eskadre aus Unter-Drohova vertrieben worden war, hatte sich in Ober-Drohova festgesetzt und beschloß aus guter Deckung unsere Schwarmlinien. Kaum war es möglich, das Feuer des Gegners auch nur halbwegs erfolgreich zu erwidern, man sah nichts von ihm; nur das Ausplizen der Gewehre und die über dem Gestein emporträufelnden Dampfballen verrieten den Standpunkt der unsichtbaren Schützen.

Die Offiziere, sich selbst mit beispielloser Bravour exponierend, beobachteten mit ihren Feldstechern die Ausfluchtpunkte des Gegners und dirigierten das Feuer der Jhrigen. Natürlich waren es auch hauptsächlich die Offiziere, die, durch ihre Feldbinde und die funkelnbe Seitenwaffe leicht kenntlich, von den Insurgenten auf's Korn genommen worden. Fast alle Offiziere trugen den als Wispertpunkt dienenden Säbel versorgt und hielten den schußbereiten Revolver in der Faust. Haupt-

mann v. Bohn der 5. Kompagnie, der, jede Deckung verschmähend, sich heldenmütig exponierte, brach, durch den Kopf geschossen, tödtlich verwundet zusammen.

Das Bataillon Hessen drang unaufhaltbar bravourös über das gestürzte Drohova weiter hinaus vor und verfolgte den Gegner, der den nahen Kampf mit blanker Waffe scheuend, über Klavici nach Beljeselo floh bis nach San Venerando.

Um 4 Uhr nachmittags war der Gegner aus allen seinen Positionen geworfen, auf der ganzen Linie in wilde Flucht geschlagen. Es bleibt aber jedenfalls noch ein hartes Stück Arbeit übrig; die Deflees von Han und Napoda, von Cervice und Dragalj werden wohl nicht ohne weitere Blutopfer in unsere Hände gelangen, aber es ist immerhin ein mächtiger schwerer Schlag, den Jovanovic mit seinem alten Soldatenglück gegen die Crivoscianer geführt, und der moralische Effekt wird sich wohl auch in der Nachbarschaft fühlbar machen.

### Eine durch Erdbeben verwüstete Stätte.

Im Anschluß an die Nachricht, daß Chios (Hauptstadt der gleichnamigen türkischen Insel im ägäischen Meere) kürzlich von einem neuen Erdbeben heimgesucht worden ist (vergl. hierzu die Notiz von dem neuen Brandunglück daselbst in voriger Nummer), giebt der griechische Berichterstatter des St. Petersburger »Herold« eine Skizze über die unglückliche Stadt, welcher wir folgende Stellen entnehmen. Wo noch vor wenigen Monaten der läppigste Verkehr geherrscht hatte, grinst einem heute die Zerstörung und die tiefste Verzweiflung entgegen. Von der Stadt, welche die Türken in ihrer blumenreichen Sprache El Kadhra, d. h. die Grüne, getauft hatten, ist nur noch ein wüster Trümmerhaufen, ein reines Durcheinander von Schutt und Ruinen übrig geblieben. Ganze Reihen von Häusern sind unter den fürchterlichen Stößen, welche die Katastrophe herbeiführten, wie luftige Kartenhäuser übereinander geworfen. Was noch stehen geblieben ist, kann ebenfalls jeden Moment zusammensinken; denn die Gemäuer sind bis in's Fundament erschüttert worden. Die früher so wohlhabende Stadt scheint heute ein wüstes Chaos. Von Zeit zu Zeit stößt man auf tiefe Löcher, welche mit dem umherliegenden Schutt einen unheimlichen Eindruck machen. Auf mein Befragen, wie dieselben entstanden seien, sagte man mir, daß dort so und so viele Menschen von den Trümmern verschüttet und später ausgegraben worden seien. Mein Begleiter, ein chiotischer Kaufmann, schilderte mir grauenhafte Szenen. Er selbst hatte die entsetzliche Katastrophe miterlebt. Hier unter diesem Schutthaufen, erzählte er, auf einem großen Erdbügel zeigend, wurden sechs Menschen lebendig begraben; erst nach langem Suchen ist es uns gelungen, sie wieder an's Tageslicht zu befördern, doch zu spät. Sie waren erstickt. Auf einer anderen Stelle, dicht neben einem Brunnen, hatte man zwei verflümmelte Frauen hervorgezogen. Kurz, jeder Schritt, jeder Tritt, den man macht, erinnert an die unheimliche Majestät des Todes, der hier eine überreichliche Ernte gehalten hat. Tief ergreifend war die Skizze, welche mein Begleiter über die erste Katastrophe entwarf. Der erste Stoß, erzählte er, war schrecklich. Wir saßen gerade beim Mittagmahl. Die Erde schien unter dem heftigen Druck wie ein Kautschuk-Ballon von unten nach oben sich zu heben, und der Boden wurde wie dünner Brei in wagerechter Richtung umhergeschüttelt. Die Katastrophe dauerte kaum 15 Sekunden, eine Ewigkeit für die Ueberlebenden, die, vom Schrecken gelähmt, vom Staub geblendet, verzweifelt ihr Heil in der Flucht suchten. Im ersten Augenblick vermochten wir uns von der Unermeßlichkeit des Unglücks keinen rechten Begriff zu machen. Fortdauernde neue Stöße erhöhten die Panik, welche selbst die Kaltblütigsten erfaßt hatte, bis zur wildesten Verzweiflung. Die gräßliche Katastrophe endigte mit einem perpendicularen Stoß, der ganz Chios in eine große Ruine verwandelte. Die nächste Nacht verbrachten wir, von Hunger und Durst gefoltert, weinend unter freiem Himmel. Welch' entsetzliche Nacht! Das Getraße der zusammenstürzenden Häusermassen, das verzweifelte Geschrei der lebendig Begrabenen, denen wir aus Mangel an Licht leider nicht zu Hilfe eilen konnten, bildete zu der nächtlichen Stille einen grauenhaften Kontrast. Dort drüben auf jenem Hügel von fern wohnten wir dem Todesstampe unserer ver-

schütteten Lieben bei. Bei Tagesanbruch drangen wir in die Stadt. Welcher Anblick! Längs dem Hafen, wo vorher die elegantesten Häuser standen, zeichnete sich ein mächtiger Schutthaufen ab.

Unweit Aplitaria waren 50 Menschen verschüttet worden. Dort begegneten wir den französischen Marinesoldaten, die mit edlem Eifer das Rettungswerk betrieben. Ihnen verdankten hunderte von Unglücklichen ihre Rettung. Der Anblick der unter dem Schutte Hervorgezogenen war grauenregend. Ich sah entsetzliche Verstümmelungen. Mehr als 30 000 Menschen befanden sich ohne Obdach, ohne Brot. Kurz, der Untergang von Pompeji kann kaum tragischer gewesen sein.

Mir traten bei dieser Schilderung unwillkürlich Thränen in die Augen. „Weniger verheerend,“ fuhr er fort, „war die zweite Katastrophe, welche am Morgen des 26. August gegen 1/28 Uhr stattfand. Sie rief unter der Bevölkerung eine wahre Panik hervor. Alles stürzte aus den bedachten Häusern heraus in's Freie, wo wir uns geborgen glaubten. Im Innern der Erde vernahm man ein dumpfes Dröhnen, das einer fernen Kanonade nicht unähnlich klang. Die Insel bewegte sich wie ein auf milde Meer herumgeworfenes Wrack. Endlich um 8 Uhr 20 Minuten erfolgte der heftigste und letzte Stoß. Ein Verlust an Menschenleben war diesmal, Gott sei Dank! nicht zu beklagen; ebenso wenig große materielle Verheerungen. Es war eben nichts mehr zu zerstören.“

Heute ist Chios nur noch ein großer Kirchhof, der, wie der türkische »Vali« sich ziemlich lakonisch ausdrückt, die längste Zeit auf den Landarten existiert hat. Bei einem Besuche hatte ich Gelegenheit, mich von den beträchtlichen Erdsenkungen, welche in verschiedenen Partien der Insel stattgefunden haben, persönlich zu überzeugen. Mein Begleiter behauptete, dieselbe sei völlig unterminiert und könne jeden Augenblick in den unterirdischen Trichter versinken. Unweit der Ostküste haben sich am Fuße eines steilen Berges zwei große Thermen gebildet. Dieselben sprudeln ihr siedend heißes Wasser etwa 15 Fuß hoch in die Luft. Die vertikale Formation der Insel hat sich total verändert. Wer sie, wie ich, schon früher mehrfach besucht hat, glaubt seinen Augen nicht trauen zu dürfen.

Die letzte Katastrophe, welche die unglücklichen Insulaner betroffen hat, scheint für die Zukunft dieses vorher so glücklichen Eilandes entscheidend werden zu wollen. Wie mein chiotischer Freund mir versicherte, ist auf bessere Zeiten leider nicht mehr zu rechnen. Unter dem Eindruck der Furcht hat sich das Gros der Bevölkerung zur Auswanderung entschlossen. Ein großer Teil der wohlhabenderen Klassen hatte sich schon im Frühjahr nach Konstantinopel geflüchtet, um sich dort, von den ottomanischen Behörden begünstigt, einen neuen und gesünderen Herd zu gründen. Der früher so wertvolle Grundbesitz wird heute, wo man stündlich eine neue Katastrophe befürchtet, um einen Spottpreis verschleudert. Da jedoch niemand sein Kapital auf einer so unsicheren Grundlage anlegen mag, so fehlt es an Käufern. Handel und Wandel sind total gelähmt. Infolge der allgemeinen Verkehrsstockung haben mehrere bedeutende Firmen, welche früher fast den ganzen Produktenhandel vermittelten, ihre Tätigkeit vorläufig eingestellt. Andere verlegten aus Furcht vor neuen Schädigungen ihre Kontoren nach dem Festland, ein Umstand, welcher auf den Detailverkehr die schlimmste Rückwirkung übt.

Selbst unter den Arbeitsleuten, die sich doch sonst so schwer von ihrer Scholle zu trennen pflegen, greift das Auswanderungsfieber immer mehr um sich. Ein guter Teil davon hat sich in Smyrna und Salonichi niedergelassen. Auch ausländische Handwerker, wie Italiener und Engländer, verlassen haufenweise die Bauplätze, auf denen sie bisher lohnende Arbeit gefunden. Die Ratlosigkeit der Bauherren und Arbeitgeber kann man sich leicht vorstellen. Mein Begleiter versicherte mir, daß er beim besten Willen nicht einen einzigen Maurer aufzutreiben vermöchte. Auf ganz Chios giebt es nur zwei Dachdecker, welche natürlich unerschwingliche Löhne beanspruchen. Kurz, alles scheint sich dazu verschworen zu haben, um die wenigen Bauleistungen abzuschrecken.

Die türkische Regierung hat sich, wie mir von verschiedenen Seiten beteuert wurde, gegen die chiotischen Hellenen (sie bilden in der Bevölkerung die Majorität) in wahrhaft barbarischer Weise benommen. Bei der Verteilung der Liebesgaben, welche aus Europa einkommen, wurden die Mohammedaner natürlich bevorzugt,

während die Griechen als „verfluchte Gaiurs“ fast nichts erhielten. Damit nicht genug, man zwang sie uneingedenk ihres Unglücks, die rückständigen Steuern zu erlegen. Kurz, die ottomanische Paschawirtschaft zeigt sich auf Chios in ihrem ganzen Glanze.

Die Insel, welche früher ein Paradies genannt werden konnte, scheint dem Untergange geweiht zu sein; denn das unterirdische Getöse dauert unausgesetzt fort. In den letzten Wochen haben wieder mehrere starke Erdbeben stattgefunden. Dabei stult der westliche Teil der Insel immer tiefer, so daß er in Kürze unter dem Wasserpiegel verschwinden dürfte. Die heißen Sprudel, welche bald hier, bald dort hervorquellen, werden von Sachverständigen als wenig beruhigende Symptome angesehen. Einige davon sind zu Anfang Dezember verfiel.

In den türkischen Regierungskreisen betrachtet man Chios so gut wie verloren.

### Beispiele von Gottvertrauen.

Als einst der heil. Ignatius sich auf dem Meere befand, erhob sich ein fürchterlicher Sturm; schon war der Mastbaum des Schiffes zertrümmert, und alle im Schiffe, der Heilige allein ausgenommen, schrien und heulten und erwarteten mit jedem Augenblick ihren unvermeidlichen Tod. Er allein war ruhig und ohne Furcht; der Grund seiner tiefen Ruhe und Sicherheit aber waren die Worte der heil. Schrift, die ihm stets vor sich webten: „Ihm gehorchen die Winde und das Meer!“

„Der Herr ist mein Herrscher,“ betete der heil. Ignatius, „auf ihn setze ich all' mein Vertrauen, in seine heilige Fügung ergebe ich mich ganz.“

Und dieses vertrauensvolle Gebet rettete ihm und seinen Gefährten das Leben.

Vor einigen Jahren wurde ein gottesfürchtiger, englischer Offizier in ein entferntes Land geschickt, und schiffte sich deshalb mit seiner Familie ein. — Raum aber waren sie einige Tage auf der See, als ein heftiger Sturm den Untergang drohte.

Die allgemeine Angst teilte sich auch der Gattin des Offiziers mit. Ja, sie machte ihrem gottesfürchtigen Manne sogar noch Vorwürfe wegen seiner Ruhe, nannte es Gleichgültigkeit und Mangel an Liebe für sie und ihre Kinder.

Er antwortete jedoch nur mit wenigen Worten, verließ die Kajüte und kehrte bald wieder mit gezogenem Degen in der Hand zurück. Mit ernstem Blicke richtete er den Degen auf die Brust seiner Gattin, die anfangs darüber erschrak und zitterte; bald indessen mußte sie lachen und gab nicht das geringste Zeichen des Schreckens mehr zu erkennen.

Nun sagte der Mann: „Wie kannst Du lachen, wenn Dir die Spitze eines Degens auf der Brust steht? Hast Du denn gar keine Furcht?“

„Wie soll ich denn Furcht haben,“ war die Antwort, „da ich den Degen in der Hand desjenigen sehe, der mich liebt?“

„Nun, warum willst Du denn aber, daß ich mich vor dem Sturme fürchte, da ich ja weiß, daß er in der Hand meines himmlischen Vaters ist, der mich liebt?“



Müller: Was vor 'ne schlechte Bodenbeschaffenheit muß doch Deutschland haben! Drei Jahre lang läßt nu unser Kanzler schon den Boden vor den Reichstafel bearbeiten, aber die Monopolpflanze will immer noch nicht bei uns Wurzel fassen.

Schulze: Ja, det beweist, daß det ganze Projekt eben etwas bodenlos is. Da lobe id mir die Fruchtbarkeit in der Türkei. Dort wachsen die Könige nur so aus der Erde; jedes Jahr een neuer.

Müller: 's is wahr. Vorjes Jahr is Rumänien een Königreich geworden, dies Jahr Serbien, und über's Jahr kommt jedenfalls Montenegro oder Bulgarien an die Reihe. Rechnet man den irischen Otto noch dazu, dann is det Kartenspiel beisammen, und die Balkanstaaten können endlich ooch mal 'nen „Trumpf“ anspielen.

### Vocales und Provinzielles.

Breslau, 8. März

— Abermals hat die Domkirche ein äußerst kostbares und wertvolles Vermächtnis des seligen Herrn Fürstbischofs Heinrich angetreten. Es ist eine mehr als lebensgroße Statue der Mutter Gottes mit dem Jezu-Kind, aus feinstem kararischen Marmor, von einem römischen Künstler verfertigt. Bei dem Triumph der Kunst in getreuer Naturnachahmung findet, wird diesem Bildwerk ungeteilte Bewunderung zollen. Doch bringt es den Gedanken einer „Mutter Gottes“ zu wenig zum Ausdruck, ist zu wenig idealisierend und spricht den religiösen Sinn nicht an. In dieser Beziehung erreicht sie bei weitem nicht die „heil. Elisabeth“ in der Kardinal-Heß'schen Stiftskapelle. Wir sind geneigt zu glauben, daß, wie erzählt wird, der selige Fürstbischof auf eindringliche Empfehlung hoher Freunde, und um den Künstler zu unterstützen, die Statue, ohne sie gesehen zu haben, gekauft habe und nachträglich selbst nicht sonderlich davon befriedigt gewesen sei. Trotzdem wird sie viele Freunde finden und auch eine Zierde des Domes bilden.

— Es werden folgende Priester, wenn Gott ihnen das Leben schenkt, in diesem Jahre ihr 50 jähriges Jubiläum feiern: 1) Joseph Eitz, Pfarrer und Actuarus circuli in Friedland, den 21. Februar (gefeiert); 2) Eugen Hoffmann, Pfarrer und Geistlicher Rat in Altsitz, den 7. April; 3) Michael Kania, Pfarrer und Ehren-Domherr in Ponischowitz, den 7. April; 4) Amand Dronia, Pfarrer und Geistlicher Rat in Slawentz, den 7. April; 5) Eduard Oswald, Pfarrer in Loswitz, den 29. April; 6) Augustin Fischer, Pfarrer in Reichenau, den 29. April; 7) Gustav Hahn, Pfarrer in Wirwitz, den 29. April; 8) Robert Lorenz, emerit. Pfarrer von Michelsdorf, den 29. April; 9) Anton Grünwald, Pfarrer in Dülitz, den 29. April; 10) Anton Buchal, Pfarrer in Duesen, den 16. Juni.

— Die am 1. d. M. im großen Saale des Vincenzhauses abgehaltene Monatshauptversammlung des katholischen Meistervereins war sehr zahlreich besucht. Zunächst hielt der Diözesanpräses, Herr Geistl. Rat Bode, als Fortsetzung eines früheren Vortrages über die „Bischöfswahl“ einen solchen über die „Bischöfswahl“, auf den wir vielleicht später einmal zurückkommen. Die Versammlung dankte dem Vortragenden durch ein musikalisches Hoch. Hierauf erfolgte in der im Meisterverein üblichen feierlichen Weise, nach Vortrag eines entsprechenden Liedes durch die Gesangsabteilung, die Aufnahme von 7 neuen Mitgliedern, an welche Herr Rat Bode herzliche Worte der Begrüßung richtete. — Der auf den heutigen Tag fallende Geburtstag unseres glorreichen Papstes Leo XIII. gab nun Herrn Präses die Veranlassung zu einer diesbezüglichen Ansprache und dem Anbringen eines dreifachen begeisterten ausgenommenen Hochs auf Se. Heiligkeit. Auf Vorschlag des Mitgliedes Alter wird die Absendung einer Gratulations Depesche nach Rom beschloffen und Herr Rat Bode mit deren Abfassung betraut. — Es folgten jetzt verschiedene geschäftliche Mitteilungen. Gegen 10 Uhr wurde die Sitzung geschlossen. Noch wollen wir bemerken, daß es auch in dieser Versammlung gelang, katholische Knaben, die ein Handwerk erlernen wollen, bei zwei Mitgliedern des Vereins unterzubringen.

— Warnung für die Tabakproduzenten. Bei einer großen Anzahl der Tabakspflanzer im Ohlauer Kreise — sagt das Ohlauer „Kreis- und Stadtblatt“ — hat sich die Ansicht verbreitet, daß sie den bestehenden Vorschriften genügen, wenn sie die Anmeldung zur Verwiegung ihres Tabaks der Steuerbehörde bis zum 31. März einreichen, und daß es Sache der Steuerbehörde sei, alsdann für die rechtzeitige Verwiegung des Tabaks Sorge zu tragen. Diese Ansicht ist irrig. Der § 12 des Gesetzes vom 16. Juli 1879 über die Besteuerung des Tabaks sagt, daß das Gewicht des Tabaks durch amtliche Verwiegung bis spätestens 31. März des auf das Entzehrung folgenden Jahres ermittelt sein muß, während nach § 32 desselben Gesetzes derjenige schon eine Tabaks-Defraudation begeht, welcher die gesetzliche Verpflichtung, der Gewichtsteuer unterliegenden Tabak zur amtlichen Verwiegung zu stellen, nicht rechtzeitig erfüllt. Die Defraudation aber wird mit einer Geldstrafe, welche (außer Nachentrichtung der Steuer) dem vierfachen Betrage der vorenthaltenen Abgabe gleichkommt, bestraft, und kann der Betrag der vorenthaltenen Steuer nicht festgesetzt werden, so tritt statt des vierfachen Betrages der Steuer eine Geldstrafe von 30—300 Mark ein. Da von der Steuerverwaltung aber, falls sich die Anmeldungen zur Verwiegung bis 31. März anhäufen, möglicherweise nicht alle angemeldeten Verwiegungen bis 31. März vorgenommen werden können, so liegt es im eigenen Interesse der Tabakspflanzer, um obige Strafen zu vermeiden, die Anmeldungen so zeitig abzugeben, daß die rechtzeitige Verwiegung möglich ist. Auch die vielverbreitete Ansicht, daß die Verwiegung des Tabaks erst nach dem Verkauf desselben stattfinden darf, ist irrig. Es bleibt jedem Tabakspflanzer überlassen, den Tabak nach der Verwiegung wieder in seinen Räumen aufzubewahren, in welchem Falle die Steuer für den Tabak nicht sofort, sondern erst — falls der Verkauf nicht vor dem 15. Juli stattfindet — bis zum 15. Juli zu entrichten ist. — Vorstehende warnende Hinweise erscheinen gerade jetzt besonders angezeigt, als bei dem ungewöhnlich niedrigen Tabakpreise mancher Produzent in der Hoffnung auf spätere Preissteigerung sich verlockt sehen könnte, weitere Aufbewahrung zu beschließen, ohne an die vorher nötige amtliche Abwiegung zu denken, die übrigens bei dem trockenen Produkte eine schwierige und schädigende ist. Schließlich sei bemerkt, daß man bei den gegenwärtig so niedrigen Preisen die Bestätigung äußern hört, daß der Erlös des Produktes noch nicht die Steuerquote decken werde, so daß die armen Leute nicht nur umsonst gearbeitet haben dürften, sondern event. sich noch genötigt sehen könnten, zur Deckung der Steuer aus ihrer Tasche Zuschüsse zu machen.

— Im „Diario de Manila“ wird, wie wir der „Schles. Ztg.“ entnehmen, mitgeteilt, daß Dr. Schadenberg aus Breslau in der Mitte wilder Völkerskämme in Sibotam, am

Fuße des Vulcan Apo, lebt, zum Zweck wissenschaftlicher Untersuchungen bezüglich dieses Vulcans, sowie behufs ethnographischer Beobachtungen über die Volksstämme der Atás, Banobos, Manobos, Mandahas, Tagcaolos, Bilanes, Samales, Sanguiles, Moros und Guingas. Bei allen diesen Stämmen zeigen sich bemerkenswerte Unterschiede im Idiom, den Religionsgebräuchen, der Tracht und den Lebensgewohnheiten, so daß sich für unseren schlesischen Landsmann reiche Gelegenheit zu Beobachtungen und Studien „mitten unter den Wilden“ ergibt.

Wie das „Dhlauer Stadt- und Kreisblatt“ meldet, rüfste sich in Steindorf und Umgegend eine nicht unbedeutende Anzahl von Personen zur baldigen Auswanderung nach Amerika.

Die Grenzperre österreichischerseits gegen Preussisch-Schlesien ist aufgehoben, jedoch ist bei Ein- und Durchfuhr von Tieren nach Oesterreich die Beibringung eines Viehpasses erforderlich.

**Waldenburg, 1. März.** Wie das „Waldenb. Wochenblatt“ erfährt, ist der Bautechniker Georg Nacht aus Schweidnitz, früher in Dittersbach, welcher eines schweren Diebstahls — verübt bei dem Hausbesitzer Scholz in Ober-Waldenburg — verdächtig ist und deshalb flehentlich verfolgt wird, in einem Orte bei Wien verhaftet worden.

**Wülfegiersdorf, (Kr. Waldenburg), 1. März.** Der „Grenzboten“ berichtet folgendes: In der Nacht vom 27ten zum 28. Februar, früh gegen 2 Uhr, ist der Damm, welcher den ersten und zweiten der drei neugebauten Reichenheim'schen Fabriktische trennt, in unmittelbarer Nähe der Schenke durchbrochen worden. Das Wasser ergoß sich in den nur zum Teil gefüllten ersten Teich, hob die noch ziemlich starke Eisbede in die Höhe und sprengte dieselbe. Da der erste Teich die Wassermasse nicht fassen konnte, trat dieselbe über und ergoß sich in gewaltigem Strome, dem Merzbachlaufe folgend, auf den Ort zu. Der Fahrweg wurde an einzelnen Stellen total zerrissen, ebenso wurde das angrenzende Ackerstück arg mitgenommen. An der oberen Ecke des Fabrikgrundstücks teilte sich die Flut; der eine Arm ergoß sich in das Fabrikgehöft, während der andere, in der Nähe des Merzbach weiter rauschend, in der Nähe des Bethge'schen Gasthauses arge Verwüstung anrichtete und in ein unterhalb des Straßendamms gelegenes Haus eindrang. Welche Gewalt das Wasser gehabt hat, sieht man an den mächtigen Eisschollen, welche es fortgeschwemmt, und an den großen Steinen, die es herausgerissen hat.

**Münsterberg, 6. März.** Wie in den verfloffenen Jahren, veranstaltete auch dieses Jahr der hiesige katholische Volksverein eine Festversammlung zur Feier der Thronbesteigung Leo XIII., um der Liebe, Verehrung und Dankbarkeit für unser geistliches Oberhaupt auch nach außen hin Ausdruck zu verleihen. Die Festfeier fand am Abend des 2. März, im Saale des Gasthofes zum gelben Löwen statt, welcher zu diesem Zwecke geschmackvoll decorirt war. Nachdem von den Anwesenden die Hymne unter Begleitung der Musik abgefangen worden, betrat Herr Pfarrer Pruschwitz aus Siebenbrunn die Rednerbühne und festsetzte die Anwesenden durch einen glänzenden Vortrag über die christliche Familie unter der Pflege der Kirche. — Herr Stadtpfarrer Klemm, sowie der Vorsitzende sprachen dem Redner den besten Dank aus und erstreckte ersterer die Versammlung noch mit einem Vortrag, dessen Inhalt auf die Tagesfeier Bezug hatte und allseitigen Beifall fand.

**Aus dem Kreise Neumarkt, 28. Februar.** Unter der gewöhnlichen kommissarischen fürstbischöflichen Vermögensverwaltung der Diözese Breslau ist im Jahre 1881 der Widmungsarten der erloschenen Pfarrei Pilschen an die evangelische Gemeinde daselbst zu einem Begräbnisplatz verkauft worden. In welcher Weise der Kauf abgesehen sein mag, ist nicht zu erfahren. Jedenfalls dürfte aus den Akten zu ersehen sein, daß die betreffende Gemeinde mit dem Ankauf der einst zum katholischen Kirchenvermögen gehörenden Ackerparzelle kein schlechtes Geschäft gemacht hat. Ob anderswo auch solche Verkäufe stattgefunden haben? — Die Grauen Schwefeln in Neumarkt haben am 14. Oktober 1879 ein eigenes Haus mit Garten für 15000 Mk. erworben. Das wäre recht schön, wenn nur nicht alle Jahre 450 Mk. Zinsen für 9000 Mk. Hypothekenschulden aufgebracht werden müßten. 6000 Mk. sind bezahl, vorzugsweise durch die Munizipalität der Frau Erbschaftsbesitzer J. Staroski zu Bisdorf, welcher hiermit öffentlich der verdiente Dank gesagt wird und ein „Gott bezahl's“. Das Gerücht, daß ein Pfarrer in der Nähe von Neumarkt mit dem gefausten Kaufe den „Grauen“ ein Geschenk gemacht habe, wird damit widerlegt. Aber wir wünschen, daß noch andere Gönner und Wohlthäter der Schwefeln sich finden möchten, welche bei der Abtragung der großen Schuldenlast des Hauses ihre Hilfe darbieten. Die erfolgreiche Wirksamkeit der erfahrenen Krankenpflgerinnen ist ja bekannt; sie verdienen wohl ein Heim ohne drückende Schulden.

**Wittichenau, 3. März.** Am 24. Februar d. J., am Feste des heil. Apostels Matthias, hat eine auswärtige protestantische Frau, deren Sohn katholischer Priester und deren Tochter Barmerische Schwester ist, in der hiesigen Pfarrkirche das katholische Glaubensbekenntnis in Gegenwart ihres geistlichen Sohnes und dreier Jengen abgelegt. Die heilige Handlung und die dabei gehaltenen Ansprachen waren sehr herzerfreuend.

**Oppeln, 5. März.** Sonnabend, den 4. d., wurde der frühere Kooperator A. Weber von Lanterbach in Böhmen hier in seiner Vaterstadt beerdigt. Es folgten seinem Sarge 16 seiner hochwürdigen Kontrakte und eine große Anzahl Volk. Er war einer von jenen, die der Kulturkampf im Jahre 1877 zwang, über die Grenze unseres Vaterlandes zu gehen, um als Priester wirken zu können. Einen würdigen Priester, einen Priester nach dem Herzen Gottes verlor die Kirche in ihm, wie der hochwürdige Redner an seinem

Grabe sagte. Er war arm, er strebte nicht nach Ruhm und Ehre, sondern suchte nur seinem Berufe mit der größten Gewissenhaftigkeit obzuliegen. R. i. p.

**Kosel, 4. März.** In der Nacht vom 27. zum 28ten Februar wurde der Bauer und Expediteur Kratzel aus Rogau auf dem Wege von Gnadenfeld nach Kosel überfallen, tödlich verletzt und seiner Barschaft beraubt. In Neuschdorf bemerkte man zuerst das durchgehende, führerlose Gespann. Als man den allbekanntesten Kratzel suchte, fand man ihn im Straßengraben in einer entsetzlichen Weise verstümmelt: durch Artzliebe war das Gesicht völlig zerhackt, der Unterkiefer mit der Zunge losgetrennt. Dennoch lebte der Aermste, als man ihn aufhob, noch, natürlich ohne Bewußtsein. Die Summe, um derentwillen das schenliche Verbrechen verübt worden ist, war keine beträchtliche: es sollen nur etwa 50 Mark gewesen sein. Bezüglich der Raubmörder ist noch nichts ermittelt.

**Ratibor, 3. März.** Heute reisten 5 Personen aus Ratibor ab, um sich in Czestochau mit einer Pilgertararane zu vereinigen, die über Warschau, Odeffa, Konstantinopel und Jaffa nach Jerusalem zieht. Der Rückgang soll über Italien (Rom, Voretto, Ancona) eingeschlagen werden.

**Beuthen a. O., 28. Februar.** In der gestern nachmittag stattgehabten öffentlichen Stadtverordneten-Sitzung wurde, wie der „Niederschlesische Anzeiger“ mitteilt, Herr Bürgermeister Eisermann mit Dank und Anerkennung für die der Stadt Beuthen während eines Zeitraumes von 42 Jahren geleisteten treuen Dienste einstimmig auf Lebenszeit zum Bürgermeister wiedergewählt.

**Katowitz, 1. März.** Der Kämmerer Böhmisch hat nicht allein die Kommunalkasse, sondern, wie die „Ob. Volkst.“ erfährt, auch die Kasse des Beerdigungs-Vereins geschädigt. Man glaubt, daß weitere Nachforschungen noch manche unliebsame Entdeckung herbeiführen werden. (Einer nachträglichen Meldung zufolge, erwächst dem gedachten Verein ein Schaden von 599 Mk. D. Red.) — Die „Ob. Nachr.“ melden, daß ein Lehrer zu Jelenze wegen eines schlimmen Vergehens in Haft genommen und nach Beuthen abgeführt worden sei. Der Lehrer ist verheiratet.

**Zawada, 5. März.** In dem benachbarten Schloßgarten von Lubowitz wurde, wie die „N. Z. f. Ob.“ meldet, am 2. d. früh der Häusler Pluta, von hier erschossen aufgefunden. Wahrscheinlich hat derselbe auf die im dortigen Park befindlichen Fasanen gejagt. Sein Gewehr lag neben dem Entseelten.

### Literatur und Kunst.

„Deutscher Hauschat in Wort und Bild.“ VIII. Jahrgang. 1882. Verlag von Fr. Pustet in Regensburg. Inhalt des 6. Heftes. Text: Die wilde Haardt. — Reise-Abenteuer in Kurdistan. — Streifblick auf das Theater in alter und neuer Zeit. — Wiener Chronik. — Der Stolz seiner Vaterstadt. — Bilder aus Oesterreich: II. Der Raiblersee in Kärnten. — Das elektrische Licht als nächtliche Sonne der Pflanzen. — Pompejanische Wandgemälde. — Himmelserscheinungen im Februar und März 1882. — Berliner Chronik. — Allerlei. Jährlich 18 Hefte à 40 Pfg., die Ausgabe in Wochennummern kostet pro Quartal Mk. 1,80. — Dazu gegen eine geringe Nachzahlung ein Delbrudbild als Prämie.

Von dem illustrierten, durch die Empfehlungen der hochwürdigsten Bischöfe von Regensburg und Limburg so warm befürworteten Prachtwerke:

Leben und Leiden unseres Herrn und Heilandes Jesu Christi und seiner heiligsten Mutter Maria nebst den Geheimnissen des alten Bundes nach den Gesichtern der gottseligen Anna Katharina Emmerich, aus den Tagebüchern des Clemens Brentano, herausgegeben von P. C. C. Schmöger (20 Hefte zu je 70 Pfg. bei Pustet in Regensburg) liegen nun die Hefte 15—18 fertig vor. Die Anschaffung dieses Prachtwerkes kann christlichen Familien nur bestens empfohlen werden.

Inserate müssen spätestens bis Mittwoch Mittag in unserer Expedition angegeben sein.

**Breslauer Kursbericht**  
vom 8. März 1882.  
Zuländische Fonds und Eisenbahn-Prioritäten.  
Deutsche Reichsbank 4. 101,50 B.  
Pr. consol. Anleihe 4 1/2. 105,20 Bz.  
do. do. 4. 101,60 B.  
do. Staats-Schuldsch. 3 1/2. 99,00 G.  
do. Prm.-Anl. v. 1855 3 1/2.  
Bresl. Stadtanleihe 4. 100,85 B.  
Schles. Pfdbr. 3 1/2. 92,70 G.  
do. Lit. A. 4. 101,50 Bz.  
do. do. 4 1/2. 101,80 Bz.  
do. Lit. C. 4. —  
do. do. 4 1/2. 101,35 Bz.  
Pos. Kredit-Pfandbr. 4. 100,50 Bz. B.  
Schles. Rentenbr. 4. 100,75 B.  
Schles. Bod.-Kred. 4 1/2. 106,20 B.  
do. do. Ser. I. II. 5. 102,40 Bz.  
Schl. Pr.-Hilfs.-Dbl. 4. 100,75 G.  
do. do. do. 4 1/2. 104,25 G.  
Deutsche Reichsbank 4 1/2. —  
Bresl. Disconto-Bank 4. 91,50 B.  
do. Wechsel-Bank 4. 104,25 G.  
Schles. Bauverein 4. 108,50 Bz. u. G.  
do. Boden-Kredit 4. 110,25 G.  
do. Vereinsbank 4. —

Freis. Prior. 4. 100,00 G.  
do. 4 1/2. 103,00 B.  
do. 5. von 1876. 105,75 G.  
Oberöstr. Prior. 3 1/2. 93,90 Bz. B.  
do. Lit. D. 4. 100,60 G.  
do. von 1873. 4. 100,50 G.  
do. Lit. F. 4 1/2. 104,25 Bz.  
do. Lit. G. 4 1/2. 104,00 B.  
do. Lit. H. 4 1/2. 104,10 B.  
do. von 1874. 4 1/2. 104,00 B.  
do. do. 5. 105,60 B.  
N.-O.-A.-B.-Prior. 4 1/2. 103,40 B.  
Gel. (Carl-Ludw.) 4. 131,00 G.  
Destr. fr. Staatsb. 4. —  
Rum. Stamm-Aktien 4. —  
Destr. Kred. p. 160 fl. 5. 518,00 G.  
Destr. Goldrente 4. 79,40 G.  
do. Silberrente 4 1/2. 64,50 G.  
do. Papierrente 4 1/2. 63,50 G.  
Destr. Währing 169,90 Bz.  
Ruß. Bankbillets 205,75 Bz. B.

**Breslauer Landmarkt**  
vom 8. März.  
Weizen pr. 100 Kilo netto, weißer 19,80 bis 21,20 Mk., gelber 19,40-21,50 Mk., feinsten milden über Notiz bez.

### Zur Erheiterung.

**Schlesische Gemüthlichkeit.** Bauer (in einem Kaufladen): „Geben Sie mir amal ane Briefmarke.“ — Kaufmann: „Zu 5 oder 10 Pfennige?“ — Bauer: „Nu, ich wees nicht, wie mersch machen.“ — Kaufmann: „Soll der Brief nach auswärts, oder bleibt er in der Stadt?“ — Bauer: „Ne, a is hier für a Herrn bei der Stadt.“ — Kaufmann: „Dann brauchen Sie nur eine 5 Pfennigmarke.“ — Bauer: „Na, wissen Se, 's is sunst a ganz anständiger Mann, do wärn mer och zehn Pfennige rech.“

### Rätsel.

Ich dien' zur Waffe manchem Tier,  
Verteidige es durch mich,  
Und gießt nun noch ein Haupt du mir  
Bin eine Hauptstadt ich.

### Auflösungen aus Nr. 9.

Jasnaucht.

Es lösten richtig:

Agnes Kaufchel in Herrndorf, Helene John und Eduard Kaufchel hier, Otto Pachaly in Frankfurt a. O., Ida Gir, Anna Schönbrunn und Paul Adamiga in Schweidnitz, Carl Sperlich in Neustadt O.S., Helene Bruggalla in Rosenberg, B. Bahr in Berzdorf, Ferdinand Jüner und Franz Frank in Liebau.

Am Sonntag früh 2 3/4 Uhr wurde mein liebes Weib Emma, geb. Krause, von einem gefunden Mädchen glücklich entbunden.  
Schlaupitz. A. Schneider.

25/25 f. f. engl. Briefpapier und Kouberts in Kart. à 50 Pfg., 70 Pfg. und 1 Mt. 25 Pfg. Visitenkarten à 100 Stück Mk. 1, 1,50 u. 2 Mt. Schwalben, Tauben und péle-mêle, farbig, 25/25 à Karton 1 Mt. 25 Pfg. Rotifon-Orden und Louren in größter Auswahl, letztere werden verliehen.

### Paul Schluckwerder, Papierhandlung,

drittes Haus vom Ringe, Nikolaitr. Nr. 79. Bitte genau auf meine Firma zu achten.

**Sämereien.**  
Echt Quebledin. u. Oberndorffer Futterrüben-Samen, Ia. Imperial-Zuckerrüben-, weißen Niefenmöhren-, Gras-Saamen, Luzerne, neuen Ia. Pferde-zahn-Mais empfiehlt unter Garantie der Echtheit und Keimfähigkeit  
Oscar Jos. Kaiser, am Neumarkt 27.

**Strohüte**  
werden sauber gewaschen, gefärbt und modernisiert bei  
Witwe D. Pache, Gr. Scheitnigerstr. 4 (Brauerei).

Die der Weichenstellersfrau Marie Sobotta angehangene Ehrenkränkung nehme ich zurück und leiste derselben Abbitte.

Pauline Ritsche, Dhlauer Chaussee (Mandel-Haus).

Roggen pr. 100 Kilo 15,30-16,60 Mt. feinsten über Notiz bz.  
Gerste pr. 100 Kilo 13,20-14,30 Mt. weiße 15,60-14,40 Mt.  
Hafer pr. 100 Kilo 13,80-15,40 Mt. feinsten über Notiz bz.  
Erbsen pr. 100 Kilo 16,00-17,80 Mt.  
Bohnen pr. 100 Kilo 17,50-19,00 Mt.  
Wicken pr. 100 Kilo 14,90-16,20 Mt.  
Mais pr. 100 Kilo 13,80-14,80 Mt.  
Lupinen pr. 100 Kilo gelbe 13,00-15,00 Mt., blaue 12,80-14,80 Mt.  
Kartoffeln pr. Sad (75 Kilo) 2,50 Mt., pr. 2 Tr. 10-12 Pf.  
Heu pr. 50 Kilo 3,80-4,20 Mt.  
Roggenstroh pr. 600 Kilo 33-34 Mt.

**Preise der Cerealien.**  
Breslau, 8. März.  
Festsetzungen der k. k. Marktdeputation. (Zu Mark pr. 100 Kilo.)  
schwere mitte ord. W.  
Weizen, weißer . 21,80 21,30 20,00  
do. gelber . 21,40 20,90 19,80  
Roggen . . . . . 16,60 16,10 15,50  
Gerste . . . . . 16,00 14,20 13,00  
Hafer . . . . . 15,20 14,40 13,50  
Erbsen . . . . . 18,00 17,00 15,50